



Deutsch Essay 2024

20. landesweiter Schülerwettbewerb

Texte der Preisträgerinnen und Preisträger

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Texte der Preisträgerinnen und Preisträger des 20. Essay-Wettbewerbs 2024

Berkenkamp-Stiftung Essen in Zusammenarbeit mit
dem Ministerium für Schule und Bildung des
Landes Nordrhein-Westfalen vertreten durch
die Bezirksregierung Münster



Inhalt

Geleitwort	5
Grußwort	6
Vorwort	7
Die Essaythemen 2024	8
Statistische Angaben zum Wettbewerb	8
Die Preisträgerinnen und Preisträger 2024	9
Bisherige Themen des Wettbewerbs	10
Essays zum Thema	
Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts	12
– Cecilia Hohberg (Walburgisgymnasium Menden)	13
– Antonia Horle (Goetheschule Essen)	16
– Elias Larraín Lagos (Humboldt-Gymnasium Köln)	20
– Constantin Micheel (Gymnasium Theodorianum Paderborn)	22
Essays zum Thema	
„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)	25
– Anouk Al-Wahabi (Gymnasium Kreuzgasse Köln)	26
– Benjamin Brinkmann (Gymnasium Porta Westfalica)	28
– Lisa Petersen (Phoenix-Gymnasium Dortmund)	31
– Johannes Tebroke (Gymnasium Essen-Werden)	33
Essays zum Thema	
„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)	36
– Sophie Holberg (Gesamtschule Langerfeld Wuppertal)	37
– Sanja Janssen (Städtisches Gymnasium Straelen)	41
Zitate aus den Essays 2024 zum Thema Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts	46
Zitate aus den Essays 2024 zum Thema „Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)	47
Zitate aus den Essays 2024 zum Thema „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)	48
Vorausschau auf das Programm der Marbach-Fahrt 2024	49
Zwei Rückblicke auf die Weimar-Fahrt 2023	50
Autorinnen und Autoren der Schreibseminare	52
Ausschreibungstext zum Essay-Wettbewerb 2024	54

Geleitwort



Frau Renate Bruch-Berkenkamp, die Gründerin der Berkenkamp-Stiftung, wurde am 25. Februar 1926 in Bochum geboren. Sie verstarb im Alter von 87 Jahren am 19. Juli 2013 in Essen.

Über viele Jahre war es das besondere Anliegen von Frau Bruch-Berkenkamp, junge Menschen mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut zu machen. Ihre 1997 errichtete Stiftung hat kulturelle Projekte und Programme ermöglicht, die beispielhaft die begrenzten öffentlichen Mittel durch die Großzügigkeit privaten Engagements erweiterten. Vor allem der von ihr ins Leben gerufene Essay-Wettbewerb an nordrhein-westfälischen Gymnasien gab zahlreichen Schülerinnen und Schülern Gelegenheit, ihr schriftstellerisches Können zu beweisen.

Mit besonderer Begeisterung besuchte Frau Bruch-Berkenkamp jährlich das Preisträgerseminar in Marbach und begrüßte dort die Teilnehmerinnen und Teilnehmer persönlich. Die Arbeit der Stiftung begleitete Frau Bruch-Berkenkamp mit großer Freude und Menschenzugewandtheit.

Wir bedanken uns bei allen Schülerinnen und Schülern, den sie betreuenden Lehrerinnen und Lehrern, den Jurymitgliedern und bei Herrn Gels, dem Landesbeauftragten des Wettbewerbs bei der Bezirksregierung Münster.

Im Andenken an Frau Bruch-Berkenkamp wünschen wir dem Essay-Wettbewerb eine weiterhin erfolgreiche Entwicklung.

Berkenkamp-Stiftung Essen
Harm Hendrik Esser, Münster
Dr. Manfred Derpmann, Münster
Rudi Kienzle, Marbach
Dr. Bernhard Fischer, Weimar
– Vorstand und Kuratorium –

Grußwort



„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Dieser Aphorismus Max Frischs hat zahlreiche Teilnehmerinnen und Teilnehmer des diesjährigen Landeswettbewerbs Deutsch-Essay förmlich elektrisiert. Ein Einwurf aus der literaturgeschichtlichen Vergangenheit, der vielfach als ausgesprochen heutig aufgefasst wurde. Die ambitionierten Beiträge griffen das Streben nach unverwechselbaren Erlebnissen auf und grenzten diese Sehnsucht von dem oftmals als defizitär oder ereignislos empfundenen Dabeisein ab. Vier der Versuche, sich den Begrifflichkeiten anzunähern, sie mit Gegenwart zu füllen und vor unseren Augen plastisch werden zu lassen, finden sich auch in dieser Publikation.

Die Begriffe „Dabeisein“ und „Erleben“ allerdings passen auch aufs Schönste zum diesjährigen Wettbewerb insgesamt: Das Jahr 2024 ist für den Wettbewerb auch ein Jubiläumsjahr: zum nunmehr zwanzigsten Mal wollten viele ebenso kreative wie engagierte Schülerinnen und Schüler nicht nur dabei sein, sondern echte Erlebnisse in Texte verwandeln, haben den Landeswettbewerb als Plattform für originelle Ideen und Zeitgeist-Reflexionen verstanden.

Dabei waren – wie im Vorjahr – 138 schreibbegeisterte Essayistinnen und Essayisten aus ganz Nordrhein-Westfalen, die sich an den drei Schreibimpulsen ausprobiert haben. Dank für diese erneut beeindruckende Vielfalt gebührt den betreuenden Lehrerinnen und Lehrern, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei Themenauswahl und Ordnung der Gedanken ermutigt, begleitet und unterstützt haben.

Niemand, der sich schreibend eingehend mit den diesjährigen Impulsen befasste, sollte seinen Beitrag lediglich unter der Rubrik „Dabeisein ist alles“ begreifen. Zehn Einsendungen allerdings haben das Jury-Team in diesem Jahr auf besondere Art und Weise begeistert – sie waren wirkliche intensive Lese-„Erlebnisse“ im Sinne von Max Frisch und sind auf den folgenden Seiten für ein größeres Publikum nachlesbar. Da diese Begeisterung in der Jury-Sitzung wie in den Vorjahren mit umfangreicher Lektüre verbunden war, möchte ich mich bei den Mitgliedern der bewährten Jury für ihren Einsatz ganz herzlich bedanken. Meinem Mitarbeiter Herrn Gels danke ich für die mit dem Ablauf des Landeswettbewerbs verbundene Organisation sowie für die Erstellung des Essay-Bandes.

Insbesondere danke ich auch der Berkenkamp Stiftung Essen für die langjährige und vertrauensvolle Kooperation - die nunmehr zum 20. Mal den Landeswettbewerb Deutsch Essay und das damit verbundene Programm einer viertägigen Exkursion der zehn Gewinnerinnen und Gewinner nach Marbach am Neckar mit gemeinsamem Schreibseminar durch ihre großzügige finanzielle Förderung ermöglicht.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich bei der Lektüre der Beiträge viele neue Anregungen - und Freude an den hier versammelten vielversprechenden Gedankengängen der jugendlichen Verfasserinnen und Verfasser.

LRSD Dietmar Schade
Fachdezernent Deutsch
Bezirksregierung Münster

Vorwort



„Das neue Jahrhundert ist doch noch so jung, erst in seinen 20ern. Für die pessimistische Annahme von dessen Entzauberung ist es deshalb definitiv noch zu früh.“

Von einem ansteckenden Optimismus sind diese abschließenden Worte der Schülerin Cecilia Hohberg. Zwar spräche manches schon für die titelgebende „Entzauberung des 21. Jahrhunderts“. Andererseits forderten gerade die vielfältigen Herausforderungen und krisenhaften Situationen engagierten Einsatz. Diese Lust darauf, eine noch unbekannte Zukunft in den Blick zu nehmen, fest gewillt, diese verantwortungsvoll zu gestalten, teilten viele Schreiberinnen und Schreiber, die sich gedanklich mit dem ersten Essay-Thema befassten. Zugleich bemühten nicht wenige Teilnehmerinnen und

Teilnehmer mit dem Verweis auf die literarisch-philosophische Programmatik der Romantik, die Vorstellung, eine entzauberte Welt lasse sich auch wieder produktiv verzaubern. Diese Spannung zwischen Verweisen auf ein historisches Tiefengedächtnis und Exkursen zu erstrebenswerten Zukunftsvorstellungen zieht sich durch die Beiträge und zeigt, wie vielschichtig über die Begrifflichkeit der Entzauberung nachgedacht wurde.

Die große Bandbreite zeigt sich auch bei den beiden weiteren Themenbereichen „Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch) sowie „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil). Von gedanklichen Verengungen keine Spur, die Verfasserinnen und Verfasser der diesjährigen Essays sind erkennbar keine Zellenbewohner im Sinne von Simone Weil, sondern bestrebt, gedankliche Horizonte zu eröffnen und mit ihren bedenkenswerten Argumentationen den Blick auf eine Welt jenseits etablierter Echoräume zu öffnen.

Für Fatalismus ist in all den Texten, die in der diesjährigen Publikation versammelt sind, jedenfalls nicht wirklich Platz. „Der Appell, die gegebene Intelligenz sinnvoll zu nutzen, gilt nicht nur den Hochbegabten, sondern uns allen“, schreibt die Schülerin Sophie Holberg. Und weiter: „Wir brauchen keine Klugschwätzer, sondern sollten in unserem Verhalten Intelligenz widerspiegeln und beweisen, dass wir lern- und entwicklungsfähig sind.“

Die auf den folgenden Seiten versammelten Texte verstehen sich als solche Lern- und Entwicklungsbewegungen. Sie wollen Gedanken reflektieren, ihnen auf den Grund gehen, aber auch zum Handeln, zur Veränderung aufrufen. Es lohnt sich, auf diese Rufe zu hören – ich wünsche den hier abgedruckten zehn Essays der diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträger daher eine große und interessierte Leserschaft.

Danken möchte ich wie in den Vorjahren den Jurorinnen und Juroren für den konstruktiven und anregenden Austausch bei der Lektüre des Essays und der Jurysitzung – und der Berkenkamp-Stiftung Essen für ihre alljährliche großzügige Unterstützung des Landeswettbewerbs.

David Gels
Landesbeauftragter des Wettbewerbs
Bezirksregierung Münster

Die Essaythemen 2024

- 1. Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts
- 2. „Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)
- 3. „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Häftling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Statistische Angaben zum Wettbewerb

Am 20. landesweiten Wettbewerb „Deutsch: Essay“ im Jahr 2024 haben sich 138 Schülerinnen und Schüler beteiligt. In den letzten zwei Jahren lag die Anzahl der eingereichten Essays bei 146 (2022) bzw. 138 (2023) Arbeiten. Diese Zahlen zeigen, dass sich die Anzahl der eingereichten Essays insgesamt auf einem hohen Niveau eingependelt hat und das Interesse der Schülerinnen und Schüler groß ist, sich auf kreative Weise mit den unterschiedlichen Themenstellungen zu befassen.

Die Jury des Wettbewerbs besteht aus fünf erfahrenen Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern und Herrn Gels, dem Landesbeauftragten für den Wettbewerb „Deutsch: Essay“. Die Berkenkamp-Stiftung lädt jährlich zehn Preisträgerinnen und Preisträger zu einem viertägigen Aufenthalt in die Schillerstadt Marbach ein. Die zehn 2024 von der Jury prämierten Essays wurden von sechs Schülerinnen und vier Schülern verfasst.

I. Wahl der Themen

Thema I	Thema II	Thema III
40	66	32

II. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Regierungsbezirken

Arnsberg	Detmold	Düsseldorf	Köln	Münster
23	12	53	32	18

III. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Geschlecht

weiblich	männlich
113	25

IV. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Schulformen

Berufskolleg	Gesamtschule	Gymnasium
7	22	109

Die Preisträgerinnen und Preisträger 2024

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Cecilia Hohberg
Walburgisgymnasium Menden

Antonia Horle
Goetheschule Essen

Elias Larraín Lagos
Humboldt-Gymnasium Köln

Constantin Micheel
Gymnasium Theodorianum Paderborn

Thema II: „Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Anouk Al-Wahabi
Gymnasium Kreuzgasse Köln

Benjamin Brinkmann
Gymnasium Porta Westfalica

Lisa Petersen
Phoenix-Gymnasium Dortmund

Johannes Tebroke
Gymnasium Essen-Werden

Thema III: „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Sophie Holberg
Gesamtschule Langerfeld Wuppertal

Sanja Janssen
Städtisches Gymnasium Straelen

Bisherige Themen des Wettbewerbs

Pilotprojekt 2004

(nur im Regierungsbezirk Münster)

1. Braucht die Jugend eine eigene Sprache?
2. Verdrängt die visuelle Präsentation das Nachdenken (Powerpoint, Folien, Videos usw.)?

Ab 2005 landesweit

1. Brauchen wir ein kulturelles Gedächtnis?
2. Brauchen wir für die Gestaltung der Welt Phantasie?
3. Geht Sprache über ihre Leistung als Kommunikationsmittel hinaus?
3. Ist „coolness“ ein Markenzeichen der jungen Generation?

2006

1. Wie wichtig ist mir meine Muttersprache?
2. Gibt es ein jugendliches Spießertum?
3. Brauchen wir eine Nationalhymne?

2007

1. Welchen Wert und welchen Nutzen hat das Erlernen der deutschen Sprache für die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger?
2. Umgangsformen: Wollen wir sie, brauchen wir sie?
3. Lesen – bereichert es mich?

2008

1. Leseleid – Lesefreuden
2. Brauchen wir für unsere Lebensgestaltung Visionen?
3. Wodurch wird Sprache schön?

2009

1. Spielt in der globalen Welt der Begriff „Heimat“ noch eine Rolle?
2. „Von allen Welten, die der Mensch geschaffen hat, ist die der Bücher die gewaltigste.“ (Heine)
3. Erfahren wir noch die Bildhaftigkeit der Sprache?

2010

1. Welt – Heimat – Zuhause: Wo finde ich mich?
2. Was unterscheidet Literatur vom wirklichen Leben?
3. Theater machen - ins Theater gehen: Was bedeutet das für mich?

2011

1. Verändert das Lesen die Sicht auf die Welt?
2. Verändern moderne Kommunikationsmittel die Sprache?
3. Was bedeutet mir Familie?

2012

1. Was möchte ich aus meiner Kindheit retten?
2. „Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.“ (Albert Einstein)
3. Brauchen Gefühle eine Sprache?

2013

1. Waren Gestalten aus Kinder- und Jugendbüchern prägend für mich?
2. Finden wir im Computer, was wir suchen?
3. Schadenfreude

2014

1. Klatsch und Tratsch
2. „Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer, das Hässliche erfreut auf Dauer.“ (Robert Gernhardt)
3. Bibliotheken - Räume des Denkens?

2015

1. Tierwürde
2. „Ein Käfig ging einen Vogel suchen.“ (Franz Kafka)
3. Wozu schreiben wir noch mit der Hand?

2016

1. Buchversunken
2. „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu sengen.“ (Lichtenberg)
3. Bitte keine Ausreden

2017

1. Können wir durch Lesen das Fremde besser verstehen?
2. „Das Vergleichen ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit.“ (Kierkegaard)
3. Fußball – Spiel oder Wissenschaft?

2018

1. „Lesen Sie nicht, wie die Kinder lesen, um sich zu vergnügen, noch wie die Ehrgeizigen, um sich zu bilden. Nein, lesen Sie, um zu leben.“ (Gustave Flaubert)
2. Fremdschämen
3. Die Märchen und die Wirklichkeit

2019

1. „Das Überflüssige ist eine sehr notwendige Sache.“ (Voltaire)
2. Was bedeutet Verantwortung für die Welt von morgen?
3. Welche Sprache spricht die Mode?

2020

1. „Es ist nichts so klein und wenig, woran man sich nicht begeistern könnte.“ (Friedrich Hölderlin, Hyperion)
2. „Gut ist es, an ändern sich zu halten. Denn keiner trägt das Leben allein.“ (Friedrich Hölderlin, Hymnenentwurf „Die Titanen“)
3. Ein geglückter Tag

2021

1. „Zweifel reizt mich nicht weniger als Wissen.“ (Dante Alighieri)
2. „Nichts, wenn man es sich überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.“ (Franz Kafka)
3. Was ist ein Gedanke?

2022

- 1.: „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)
- 2.: „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)
- 3.: Warum verschwinden Wörter?

2023

- 1.: „Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt.“ (Heinrich Heine)
- 2.: Geistesgegenwart
- 3.: „Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Essays zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Cecilia Hohberg
Walburgisgymnasium Menden

Antonia Horle
Goetheschule Essen

Elias Larraín Lagos
Humboldt-Gymnasium Köln

Constantin Micheel
Gymnasium Theodorianum Paderborn

Essay zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Cecilia Hohberg
Jahrgangsstufe Q1
Walburgisgymnasium Menden
Betreuender Lehrer: Maik Lambert

„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“, heißt es in einem Gedicht von Hermann Hesse. So verhält es sich wohl auch mit dem 21. Jahrhundert. Die westliche Welt startet in das neue Jahrtausend mit der Annahme, die Demokratie als Staatsform und der freie Markt seien nach den Erfahrungen zweier Weltkriege das Non-Plus-Ultra und alternativlos. Das Versprechen der modernen Regierungschefs in Bezug auf Freiheit und Wohlstand für alle schien unauslöschlich. Doch schon kurz nach Beginn der 2000er Jahre sollte die allgemein herrschende Vorstellung der heilen und vor allem demokratischen Welt als Illusion entlarvt werden.

Die Bilder und Ereignisse des 09.11.2001 haben sich für immer und ewig in das kollektive Gedächtnis der Welt eingebrannt. Nichts würde nach diesem Tag mehr sein wie zuvor. Bereits zu diesem Zeitpunkt des jungen Jahrhunderts ist der Traum einer besseren Welt faktisch in weiter Ferne. Die Amerikaner reizen mit dem folgenden Einmarsch ihrer Truppen in Afghanistan und den Irak die Grenzen des Völkerrechts aus. Terroristisch motivierte Anschläge treffen in der nächsten Zeit immer häufiger europäische Großstädte. All dies trägt nicht zum Weltfrieden bei, den wir alle als natürlich gegeben vorausgesetzt haben. Jahrelang war für uns das friedliche und für alle sichere Zusammenleben sogar so selbstverständlich, dass wir darüber nicht weiter nachgedacht haben. Dies sollte zu einem der größten Verhängnisse des noch frühen Jahrhunderts werden.

Aber nicht nur außenpolitisch offenbaren sich die noch zu Beginn der Jahrhundertwende formulierten Ziele und Wünsche der westlichen Staaten als Illusion, auch die europäische Wertegemeinschaft scheint nicht mehr so unantastbar wie zuvor. Die globale Finanzkrise im Jahre 2008 und die Eurokrise entlarven die Idealisten des 21. Jahrhunderts als Unrealisten. Nicht nur ein stabiler europäischer und weltweiter Frieden erscheint im Jahre 2024 immer utopischer, auch die gesellschaftlichen und sozialen

Herausforderungen werden immer drängender. Der „American Dream“ muss sich in einer globalisierten und digitalisierten Welt zunehmend als führender Gesellschaftswert behaupten. Die Menschen fühlen sich durch zahlreiche politische Krisen und gesellschaftliche Probleme verunsichert. Die Frage, ob es meinen Kindern und Enkelkindern besser gehen wird als mir, ist nicht mehr eindeutig klar zu beantworten. Auf einmal ist sozialer Abstieg wieder möglich und Fleiß führt nicht mehr automatisch zu Wohlstand. Dies ist für viele eine beklemmende Erkenntnis. Unsere Zeitgenossen fühlen sich mit Herausforderungen konfrontiert, die für sie nicht lösbar erscheinen. So sind beispielsweise die Folgen des Klimawandels nicht mehr aufzuhalten, sondern können nur noch abgemildert werden. Dieser Kontrollverlust jagt den Menschen Angst ein, sie sehnen sich nach politischer Stabilität, weltweitem Frieden sowie gesellschaftlichem Zusammenhalt. Insbesondere ältere Bürger merken in der allgemeinen Debatte immer öfter an, dass früher alles friedlicher, leichter und gerechter gewesen sei. Indes drängt sich die Frage auf, ob dieses Empfinden der Wahrheit entspricht. Nehmen wir einmal an, dass diese Aussage von einer Person stammt, die in der Nachkriegszeit geboren wurde. Was ist ihr in ihrem Leben widerfahren (oder eben nicht), dass sie die aktuellen Krisen als so dramatisch wahrnimmt? Rekapitulieren wir die Krisen der letzten 70 Jahre: Geteiltes Deutschland, Atomwaffen, Kalter Krieg, Tschernobyl, Krieg in Korea und Vietnam, Kubakrise, RAF-Attentate. Wenn wir uns an das vergangene Jahrhundert erinnern, wirken die Krisen der Moderne doch weit weniger bedrohlich und schrecklich. Gehört es also zum Trend des 21. Jahrhunderts, die unschönen Seiten der Vergangenheit zu verdrängen? Vielleicht. Festzustellen ist bei nüchterner Betrachtungsweise durchaus, dass die Welt im vergangenen Jahrhundert mit ähnlich gravierenden Problemen konfrontiert war wie heutzutage. Das Erscheinungsbild der modernen Krisen mag sich zwar verändert haben, doch im Inneren beschäftigten den Menschen im-

mer noch die gleichen elementaren Fragen wie vor 100 Jahren. Wer bin ich und wie erfolgreich kann ich in der Gesellschaft werden? Was ist soziale Gerechtigkeit und wie kann ich selbst auf diese hinwirken? Zweifellos werden die Beantwortung und das Krisenpotenzial dieser Fragen von der Zeit und gesellschaftsabhängigen Faktoren beeinflusst, jedoch können gewisse Gesetzmäßigkeiten identifiziert werden. Vergleicht man exemplarisch die Folge der kriegerischen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts mit den heutigen, so werden diese die der aktuellen Kriege bei weitem übersteigen. Verglichen mit den letzten 200 Jahren Weltgeschichte wirken die heutigen Krisen und Kriege als doch eher durchschnittlich. Das heißt keinesfalls, dass die aktuellen kriegerischen Konflikte in der Ukraine und in Israel nicht erschütternd und furchtbar sind, aber es relativiert unbegründete Hysterie, die durch die Medien gerne forciert wird. Meines Erachtens führt die teilweise übertriebene Panik und Weltuntergangsstimmung in der Bevölkerung zu einem Erstarren des sozialen und gesellschaftlichen Aufbruchs und der Innovationskraft. Dennoch lehrt uns die Geschichte, dass auch an einem vermeintlichen Tiefpunkt immer Grund zur Hoffnung besteht. Charakterisiert es nicht den Menschen gegenüber anderen Lebewesen, wie einfallsreich und erfolgreich er mit Problemen umgehen kann? Krisen müssen nicht nur mit Leid verbunden sein; aus ihnen kann auch Innovation, Zusammenhalt und Durchhaltevermögen erwachsen. Schaffte nicht erst die Ölkrise der 1970er-Jahre ein Bewusstsein für die Notwendigkeit des Klimaschutzes? War es nicht erst die politische Bedrohung durch erstarkende rechte Parteien wie der AfD, die Millionen Deutsche auf die Straße gebracht hat, um für die Demokratie, eine vielfältige Gesellschaft und gegen Rechtsextremismus zu demonstrieren? Unsere heutigen Probleme wirken im Lichte der Geschichte betrachtet weit weniger zerstörerisch und bedrohlich.

Fundamental ist zu verstehen, dass Krisen und Kriege immer ein Bestandteil der menschlichen Geschichte waren und es auch in der Zukunft immer sein werden. Daher ist es schlicht unrealistisch anzunehmen, dass wir mit Beginn des 21. Jahrhunderts alle gravierenden Probleme auf der Welt behoben hätten. Deutschland, Europa und der Westen wurden in den letzten 24 Jahren sehr wohl entzaubert, allerdings eher von politischen Illusionen und einer tiefgreifenden Selbsttäuschung. Wir befinden uns mit Sicherheit weltweit betrachtet auf einem

zielführenden Weg hin zu mehr Demokratie, mehr Frieden, mehr Freiheit und mehr Gleichberechtigung, aber das bedeutet noch lange nicht, dass diese Mission erfolgreich abgeschlossen wurde (wenn sie das denn überhaupt jemals sein kann).

Vielleicht waren es schlichtweg zu hohe Erwartungen, die die Menschen in Europa und den USA für das 21. Jahrhundert hatten? Aber was bedeutet das genau? Zu hohe Erwartungen? Gibt es überhaupt zu hohe Erwartungen in Bezug auf Frieden und Gerechtigkeit? Sollte man denn nicht immer nach den Sternen greifen? Und wer legt überhaupt fest, was die Erwartungen und Wünsche einer ganzen Gesellschaft sind? Sind Hoffnungen und Ziele nicht stets von den Individuen abhängig? Vielleicht sollten wir daher unseren Betrachtungswinkel erweitern, wenn wir bereits jetzt das 21. Jahrhundert als ein entzaubertes ansehen. 2012 konnte beispielsweise durch technische Weiterentwicklungen in der Physik der ausschlaggebende Beweis für die Existenz des Higgs-Boson geliefert werden. In der Folge wurde die Theorie von Peter Higgs aus den 60er Jahren, nach der die Masse der Elementarteilchen auf der Wechselwirkung mit dem sog. Higgs-Feld beruht, für zutreffend erklärt. Diese Entdeckung bedeutete einen Meilenstein in der Teilchenphysik. Ähnlich verhält es sich auch in der Quantenmechanik, deren Grundlagen bereits unter anderem von Schrödinger in den 1930er gelegt wurden. Erst im 21. Jahrhundert konnte allerdings Schrödingers legendäres Gedankenexperiment zur Quantensuperposition empirisch bestätigt werden. Durch neue technische Möglichkeiten konnten in den letzten Jahren zahlreiche revolutionäre Erkenntnisse in der Forschung gewonnen werden. Folglich wurde die Wissenschaft nicht entzaubert, sondern eher verzaubert von neuen Entdeckungen, bahnbrechenden Theorien und vielen klugen Köpfen. Manche behaupten, dass kein Zusammenhang zwischen naturwissenschaftlichen Erfolgen und aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen bestehe. Diese Annahme kann am Beispiel der Corona-Pandemie widerlegt werden, denn ein entscheidender Schritt zur Bekämpfung des Virus war der weltweite Einsatz von mRNA-Impfstoffen, maßgeblich entwickelt übrigens in Deutschland. Durch unzählige Impfungen konnte so die Mehrheit der Bevölkerung vor schweren Folgen der Erkrankung geschützt werden; die schreckliche Bedrohung war beherrschbar geworden. In den nächsten Jahren werden zudem verlässliche und flächendeckende Behandlungsmöglichkeiten für Krankheiten

wie Krebs und Alzheimer erwartet. Es lässt sich also festhalten, dass Erfolge in der Forschung sehr wohl das Potenzial haben, gesellschaftliche Krisen zu lösen. Dies wird insbesondere in den Entwicklungsländern spürbar, wo eine bessere Gesundheitsversorgung zu weniger Kindersterblichkeit und längerer Lebenserwartung führt. Gleichzeitig zeigen dort auch die Entwicklungshilfe der EU und UN sowie die Arbeit von NGOs im 21. Jahrhundert positive Folgen, sodass ein deutlicher Rückgang der extremen Armut beobachtet werden konnte. Während im Jahr 1990 noch rund zwei Milliarden Menschen in extremer Armut lebten, waren es 2023 nur noch 690 Millionen Betroffene. Auch die Zahl der Hungernden ist seit den 1990er Jahren stark rückläufig.

Diese Statistiken belegen, dass sich die Lebensumstände der Menschen im globalen Süden in den letzten 20 Jahren im Ganzen betrachtet verbessert haben. Gleichzeitig schenken Beispiele von aufblühenden Staaten wie Indien Hoffnung, dass wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Aufstieg auch für Entwicklungsländer möglich ist. Trotz immenser Herausforderungen haben viele Staaten in Afrika ein enormes Potenzial. Daher liegt es nahe, dass die Einwohner der Entwicklungsländer das 21. Jahrhundert bisher möglicherweise keinesfalls als so unheilvoll betrachten würden wie ihre Zeitgenossen in Europa. Vielmehr wurden die Erwartungen dieser Menschen übertroffen. Wenn wir unseren Horizont erweitern und die „westliche Brille“ absetzen, dann müssen auch die Menschen in den aktuellen Krisengebieten der ganzen Welt berücksichtigt werden. So sind beispielsweise die Ukrainerinnen und Ukrainer mit dem Glauben ins 21. Jahrhundert gestartet, dass die russische Hegemonie beendet sei. Nur 14 Jahre später wurde zunächst die Krim annektiert, bevor im Februar 2022 russische Soldaten in ukrainisches Staatsgebiet einmarschierten.

Jegliche Hoffnungen und Träume für die Ukraine wurden damit auf einen Schlag zerstört. Auch für die Frauen und Mädchen in Afghanistan und im Iran brachte das 21. Jahrhundert keinen Fortschritt, im Gegenteil verschlimmerte sich die Situation sogar noch durch die Machtübernahme der Taliban und das Erstarken der Sittenpolizei. An dieser Stelle kann bereits festgehalten werden, dass die entscheidende Frage nicht ist ob, sondern wer im 21. Jahrhundert entzaubert wurde. Es ist eine ernüchternde Erkenntnis, dass trotz unserer so fortschrittlich geglaubten Welt Freiheit, Gleichberechtigung

und die Einhaltung von grundlegenden Menschenrechten immer noch von der Herkunft des einzelnen abhängen. Und nun? Bedeutet das, wir sollen unsere Hoffnung auf Frieden und Freiheit für alle aufgeben? Nicht länger kämpfen für unsere eigenen Träume? Nicht länger für die Ziele und Wünsche der Gesellschaft eintreten? Lautet die Antwort auf Krisen, Herausforderungen, Krieg und Unterdrückung wirklich: einfach aufgeben? Ist der Sinn dieses Essays zu zeigen, dass das Überleben im 21. Jahrhundert nur möglich ist, wenn man die Augen vor der Wirklichkeit verschließt und den Bösewichten der Moderne die Macht überlässt? Wohl kaum. Angenommen, unsere Vorfahren hätten im Jahr 1924 einfach aufgegeben, was durchaus nachvollziehbar gewesen wäre zum damaligen Zeitpunkt: Vielleicht hätten dann die Nazis die Macht früher an sich gerissen und die wirtschaftliche Instabilität hätte zugenommen, vielleicht wäre aber auch alles ganz anders gekommen. Fakt ist: Wir wissen nicht, was passiert wäre. Sicher ist nur, dass die Weltgeschichte deutlich unsicherer und düsterer hätte verlaufen können ohne den Mut und das Durchhaltevermögen der Menschen in den 1920er Jahren. Wenn unsere Vorfahren resigniert hätten, wären wir sicherlich später nicht so erfolgreich gewesen. Denn – auch wenn es für viele abwegig klingen mag – wir haben schon viel erreicht in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts.

Also, geschätzte*r Leser*in, auch wenn Sie das Gefühl haben, dass Ihre Ideen und Vorstellungen seit dem Jahr 2000 entzaubert wurden, geben Sie bitte nicht auf, kämpfen Sie weiter für eine gerechtere, freiere, offenere, solidarischere Gesellschaft, für eine bessere Zukunft ihrer Kinder und Enkel, aber auch für Ihre eigenen Träume und Ziele, die sich in den nächsten Jahrzehnten noch realisieren lassen. Setzen Sie persönlich ein Zeichen dafür, dass Menschlichkeit und Liebe stets gegen Hass und Krieg gewinnen werden. Geben Sie sich nicht einer ungeprüften massenmedialen Einschüchterung hin, die zur Erstarrung, Angst und Lethargie führen kann. Das neue Jahrhundert ist doch noch so jung, erst in seinen 20ern. Für die pessimistische Annahme von dessen Entzauberung ist es deshalb definitiv noch zu früh.

Essay zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Antonia Horle
Jahrgangsstufe Q1
Goetheschule Essen

Betreuender Lehrer: Herr Ruhrbruch

Die Kindheit vieler Menschen wird vor allem durch eines geprägt: Das Träumen.

Insbesondere kleine Mädchen träumen oft davon, in der Zukunft ein rosa Einhorn in ihrem Garten zu besitzen, in einem Schloss mit Ballsaal zu wohnen oder ihr eigenes Schloss bauen lassen zu können. In ihnen schlummert der kleine Funke Hoffnung, dass eines Tages ihr selbst ausgedachter Zauberspruch doch funktioniert, ihr Haustier doch sprechen und ihr antworten oder die Teetasse doch zu ihnen fliegen kann.

Die Gesellschaft betrachtet dies als zu wahrenen Schatz der Kindheit, sie spricht sich dafür aus, den Zauber der Kindheit aufrechtzuerhalten.

Es ist der Glaube an Magie, der die Kindheit zur Kindheit macht, das Träumen zum Träumen und die Magie zur Magie. Ohne Magie, ohne Zauber, ohne ein Hauch an Fantasie gestaltet es sich schwer, eine Kindheit zu erleben, wie die Gesellschaft sie sich für jedes einzelne Kind in ihrer Mitte wünscht.

Die kindlichen Träume und Wünsche basieren auf ihrer blühenden Fantasie, spiegeln jedoch auch ihre Bezugslosigkeit zur Realität wider. Kindern ist das Konzept von Rationalität fremd, weshalb sie nicht differenzieren können, welche ihrer Träume wohl für immer Träume bleiben müssen und welche sich tatsächlich erfüllen können.

Erst in der nächsten Lebensphase wandeln sich die Kleider zum Verkleiden als Prinzessin, die Puppen zum Träume verkörpern und die Prinzessinnenbücher mit vielen Geschichten zum darin verlieren. In der Jugend werden die Kleider zu kurzen Oberteilen, die Puppen zu Smartphones und die Bücher zu Kopfhörern.

Im Laufe der Zeit hat sich gezeigt, dass immer mehr Kinder gar nicht erst in diese Fantasiewelten voller Magie eintreten oder sie viel früher hinter sich lassen und einen Bezug zur Realität herstellen. Max

Weber bezeichnet den Prozess des hinter sich Lassens von Magie als Entzauberung und behauptet, das 21. Jahrhundert habe bereits seine Magie verloren. Geschieht dies wirklich, trotz der Entwicklungen, die auch in anderen Themenbereichen vor sich gehen?

Um die Fragestellung diskutieren zu können, bietet sich zuerst eine Begriffsbestimmung an. In dem konkreten Kontext der Entzauberung des 21. Jahrhunderts fordert dies zunächst eine Definition des Begriffs „Entzauberung“.

Das Präfix „Ent-“ hat in der deutschen Sprache vier verschiedene Bedeutungen inne, so verweist die Vorsilbe auf das Zurückführen eines Zustands in seine Ausgangssituation, dient aber auch dazu, den Beginn eines Sachverhalts auszudrücken. Während diese beiden Definitionen nicht auf den Begriff der „Entzauberung“ zutreffen, erscheinen die anderen Aussagemöglichkeiten als einleuchtend. Zunächst bezieht sich eine mögliche Verwendung auf das Entfernen eines Sachverhalts. Diese Aussageabsicht initiiert, dass die Situation sich im Vergleich zur Vergangenheit verändert hat. Demnach wäre die Magie in den vorherigen Jahrhunderten weiter verbreitet gewesen und ginge in den letzten Jahren zurück. In Kohärenz damit steht die vierte Deutungsmöglichkeit: eine Gegensätzlichkeit auszudrücken. Auch hierbei besteht ein Bezug auf eine andere, bereits vergangene Zeit, zu welcher das Gegenteil - ausgedrückt durch die Präfixe „be-“ oder „ver-“, also eine „Verzauberung“, der Fall gewesen sein muss. Der Begriff geht auf den Ökonomen und Soziologen Max Weber zurück, der dem Begriff eine Vermehrung von Rationalisierung und Modernisierung zuschreibt, woraufhin sich der (Aber-)Glaube an Magie vermindere.

Anhand Webers Ausführung lässt sich vermuten, dass die Entzauberung hauptsächlich die Minderung an Zauber, gleichbedeutend mit Magie,

meint. Der Rückgang von Magie in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts findet seine Ursprünge in der Technologisierung, welche die moderne Gesellschaft prägt.

Nicht nur wird es möglich, Sachverhalte aus der Vorstellungskraft zu visualisieren, auch Interaktionen mit dem Abbild sind kein Ding der Unmöglichkeit. Das Internet bietet die Möglichkeit, eine Prinzessin nach den eigenen Vorlieben zu gestalten. Von der Haarfarbe über ihre Frisur bis hin zu ihrem Haustier kann alles wie in der Vorstellung konfiguriert werden, bis nur noch ein Klick auf der Maustaste fehlt, um in einer Simulation die Prinzessin mit anderen sprechen zu lassen oder sie als Kommunikationspartner für sich selbst fungieren zu lassen. Vorstellungskraft wird hierfür nicht benötigt, mehrere Optionen können vor der Entscheidung ausprobiert werden.

Der Glaube an Magie mischt sich mit der Entwicklung des Internets, bis hin zu seinem Untergang. Viele der Kinder der modernen Gesellschaft wachsen damit auf, dass alles Erdenkliche erschaffen werden kann, wozu da noch an Magie glauben? Die Folgen der Digitalisierung betreffen jedoch nicht die Gesamtheit der Gesellschaft, jeder Zusammenschluss von Individuen oder auch das Individuum selbst hat die Möglichkeit zu entscheiden, inwieweit das Internet Auswirkungen auf den Glauben an Magie haben kann.

Das Internet lässt die Grenzen zwischen Realität und Fantasie verschwimmen, wobei fraglich bleibt, wie es sich letztlich auswirkt. Zwar gilt Vorstellungskraft heutzutage nicht mehr als Voraussetzung für das Hineinversetzen in das Leben einer Prinzessin, womit das Spiel aber auch ganz neue Möglichkeiten eröffnet bekommt. Neben der Option, dank des Internets auch gemeinsam die exakt gleiche fiktive Welt zu erkunden, werden auch Menschen mit weniger Fantasie dazu angeregt, ihre Anlagen bestmöglich zu nutzen und im Idealfall auszubauen. Das Vorschlagen von Möglichkeiten vereinfacht den Einstieg in die erbaute Welt und fördert die Kreativität, um einen Eigenanteil zu leisten.

Es tragen hauptsächlich Kinder den Glauben an Magie in sich, er verblasst langsam mit dem Eintritt in das Jugendalter, weil die Differenzierung zwischen Realität und Vorstellung meist durch das auferlegt Bekommen von Verantwortung bedingt wird. Pädagogen zeigen auf, dass sich die zeitliche Periode des Kindesalters im Laufe der letzten Jahrhunderte verkürzt. So behauptet Prof. Dr. Klaus Hurrelmann,

der Eintritt in die Lebensphase Jugend habe sich während des 19. und 20. Jahrhunderts um fünf Jahre nach vorne geschoben. Mit der steigenden Verantwortung, den Anforderungen und zu erledigenden Aufgaben schrumpft der Glaube an Magie, da Rationalität die Denkweise dominiert und die Jugendlichen sich logische Zusammenhänge erschließen können. Die moderne Gesellschaft fordert Individualität, Abstraktion sowie Säkularisierung und Rationalisierung, alles Eigenschaften, die einen Zauber unmöglich erscheinen lassen.

Doch nicht nur dieser Entwicklungsschritt tritt heutzutage verfrüht ein, eine Umfrage des Digitalverbands Bitkom aus dem Jahr 2019 zeigt, dass mehr als 50% der Sechs- bis Siebenjährigen in dem Jahr gelegentlich ein Smartphone benutzen. Im Vergleich zu dem Studienergebnis fünf Jahre zuvor hat sich die Anzahl mehr als verdoppelt, 2014 waren es 20%.

Zwar ist das Glaube an Zauber unter erwachsenen Mitgliedern einer Gesellschaft weniger weit verbreitet, teils wirkt sich der häufige Gebrauch des Internets auch hier aus, gewissermaßen kann er sogar als Ursache betrachtet werden. In vorangegangenen Jahrhunderten gestaltete sich die Informationsbeschaffung als weitaus komplizierter als heute. Insbesondere in der Forschung stößt man immer wieder auf Sachverhalte, für die keine Erklärung gefunden werden konnte. Anstelle eines fachlich fundierten Erklärungsansatzes lieferte man der Gesellschaft Magie als Grund, bis der Forschung ein Durchbruch gelang. Jedoch verbreitete sich dieser Durchbruch schwerlich, ohne die richtigen Medien um eine große Maße an Menschen zu erreichen. Die Lücke an Medien füllt nun das Internet. Die Forschung bedient sich fortgeschrittener Methoden, um an Ergebnisse zu gelangen, die anschließend über das Internet mit der Gesellschaft geteilt werden. Der erwachsene Mensch stillt seinen Wissensdurst nicht nur im Internet, er sucht und findet Antworten auf so gut wie alle Fragen. Erkenntnisse aus der Aufklärung charakterisieren zudem das Individuum der modernen Gesellschaft, eigene Gedankengänge werden gegenüber Vorgaben präferiert. Die Individuen lehnen eine grundlegende Gottheit ab, dementsprechend differenzierter erfolgen die Meinungsbildungen. Der Mensch muss nicht mehr an Magie glauben, sie nicht mehr als Erklärung nehmen. Er zerstört sich seinen Glauben, indem er durch die Verwissenschaftlichung ihre Existenz zu widerlegen glaubt.

Trotz der Bedeutung des Internets nehmen auch

andere Faktoren Einfluss auf die Entwicklung, so das Sprachverhalten der modernen Gesellschaft. Der Sprachwandel zeigt eine starke Tendenz hin zu weniger ausschweifenden Formulierungen. Daraus resultiert eine Gültigkeit eines Wortes in mehreren Situationen, die zuvor verschiedene Begriffe forderten. Adjektive wie goldig, niedlich oder knuffig gelten als altmodisch, stattdessen greifen die Menschen der Moderne in allen Situationen, in denen eine solche Beschreibung erfolgen soll, auf „süß“ zurück. Zwar vermittelt süß die gleiche sprachliche Bedeutung, jedoch gehört es nicht in die Gruppierung der romantischen Wörter. Aufgrund dessen wird dem einzelnen Wort weniger Aussagekraft zugemessen, da es auch in banaleren Situationen verwendet wird. Magie wird oft durch sprachliche Gestaltung erzeugt, braucht dafür aber schwärmerische Begriffe, die nur zu einer solchen Intention gehören.

Stattdessen fungieren manche solcher positiv konnotierten, selten benutzten Wörter als Grundbausteine für Lebensmottos primär bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. „Liebevoll aber lieber voll“ ist ein Beispiel für eine Entwicklung dieser Art. Aus dem mit Zuneigung und Achtsamkeit in Verbindung gebrachtem Ausdruck wird ein Spruch gebildet, um übermäßigen Alkoholkonsum zu rechtfertigen. Dieser Hintergrund begründet den Rückgang von Sachverhalten, die als tatsächlich liebevoll beschrieben werden.

Jedoch liegt die Entwicklung nicht nur in der deutschen Sprache vor, im Englischen kommt es ebenfalls dazu, dass ähnliche Worte nicht mehr zum alltäglichen Sprachgebrauch gehören. In ihrem Buch „We were liars“ schreibt die amerikanische Autorin Emily Lockhart „Lovely. It's a lovely word that should be used more often.“ [Deutsch: „Lieblich. Es ist ein liebliches Wort, das öfter genutzt werden sollte.“]. Die Sprache des 21. Jahrhunderts erlebt keine Gefühlsbetontheit mehr, sondern gestaltet sich nüchtern. Stellt man einen Rückbezug zu der sich zurückentwickelten Vorstellungskraft kombiniert mit dem Mangel an Gefühl in der Sprache her, so zeigt sich deutlich eine sinkende Bedeutung der Romantik. Gesellschaftsmitglieder, die in die heutige Zeit hineingeboren werden, verlieren den Bezug zur Romantik. Das Ausbleiben in der Sprache wird nicht durch Taten kompensiert, eher verstärken sich die beiden Faktoren gegenseitig. Romantische Worte ohne Taten gelten als peinlich und unangebracht, während romantische Taten ohne passende Worte als belanglos und fehl am Platz wahrgenommen

werden. Auf diese Art entzieht die Magie sich einem weiteren Lebensbereich: der Liebe. Liebe bedeutet für Einige nur noch das einmalige Verlieben ineinander, die anschließende Heirat und eventuell den Kauf eines Eigenheims. Sie wird als Selbstverständlichkeit genommen, nicht als Privileg, welches es zu wahren gilt. Nur die Wenigsten verstehen Liebe noch als Konzept, immer wieder von dem Partner fasziniert zu sein, ihm gefallen zu wollen und die Welt durch eine rosarote Brille zu sehen. Im alltäglichen Leben spürt man nicht mehr den Zauber der Liebe, die Probleme des Lebens holen einen ein und überschatten die positiven Effekte. Die moderne Selbstverständlichkeit der Liebe überschattet ihren Zauber.

Der Sprachgebrauch im Alltag ist es einerseits, was sich der Entzauberung des 21. Jahrhunderts unterzieht, andererseits gilt es noch die Literatur und Kunst zu betrachten. Auf die Rolle der modernen Kunst und Literatur übt sich zunächst das Paradox aus Multiperspektivität und dialektischer Zwiespältigkeit aus. Das zentrale Themenfeld ist die Verantwortung, die das Individuum in dieser Zeit trägt. Dem Individuum bietet sich ein Wahlfreiraum beim Treffen von Entscheidungen, womit aber auch die Verantwortung für die eigenen Handlungen ganz beim Menschen liegt und nicht abgewiesen werden kann. Diese Freiheit resultiert trotz des gewachsenen Selbstbewusstseins des modernen Menschen in Angst, eine falsche Entscheidung zu treffen, sodass Kunst und Literatur von einer ernsten Gestaltung relevanter Themen geprägt werden. Übernatürliches findet keine Darstellung, vielmehr treten der sozialistische Realismus und der Naturalismus - im Sinne der zeitgemäßen Wirklichkeit - in den Vordergrund.

Die Lyrik erfährt im Rahmen der Entzauberung ebenfalls einen Umbruch. Ein Gedicht gilt allgemeingültig als romantisch, wenn es zu einer Abkehr von Wissenschaft und Aufklärung sowie einem Rückzug in Traum- und Fantasiewelten kommt. Es findet ein Wechsel von sehr geordneten Gedichten mit Reimschemata, Metren sowie Kadenz und vielen sprachlichen Gestaltungsmitteln hin zu einer losen Gedichtform statt. Auf diese Art schließen die Auswirkungen auf die Lyrik zurück auf die Begriffsdefinition des Wortes „Entzauberung“, indem etwas Gegenteiliges bezweckt wird.

Der vorliegende Argumentationsgang verifiziert Max Webers Annahme bezüglich der Entzauberung des 21. Jahrhunderts. Die stetig zunehmende Rele-

vanz des Internets begründet kombiniert mit Veränderung im Sprachgebrauch den Prozess. Festzustellen anhand der Erläuterung ist, dass auch von einer Entromantisierung gesprochen werden kann, da Magie zumeist mit romantischen Sachverhalten kohärent betrachtet wird. Die Gesellschaft vertritt das Verständnis, dass Romantik eine greifbare Form von Magie bedeutet. Allerdings erfordert Webers These eine Einschränkung auf die Lebensphasen nach der Kindheit. Kinder sind zwar auch Individuen der modernen Gesellschaft, benötigen jedoch zunächst eine Bezugslosigkeit zur Realität, um ihre Fantasie

ausleben zu können, was sich entwicklungsfördernd auswirkt. Kleine Mädchen können also auch im 21. Jahrhundert noch davon träumen, das Leben einer Prinzessin in Filmen leben zu dürfen mit einer Tetasse, die zu ihnen fliegt. Der Ernst des Lebens mit all seinem Wirklichkeitsbezug tritt ohnehin ein, da kann den Kindern zumindest der Hoffnungsschimmer auf Magie erhalten bleiben. Die Möglichkeit, dass das innere Kind in einem jeden Individuum den Glauben an Magie noch in sich trägt, besteht weiterhin, eine erneute Verzauberung eines Jahrhunderts ist daher nicht ausgeschlossen.

Essay zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Elias Larraín Lagos

Jahrgangsstufe Q1

Humboldt-Gymnasium Köln

Betreuender Lehrer: Moritz Rech

„Wo jetzt nur, wie unsere Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldenen Wagen Helios in stiller Majestät“ (Die Götter Griechenlands, Schiller, 1800).

Dieser Vers fängt einen Prozess der „Entzauberung“ ein, der schon lange vor dem 21. Jahrhundert stattgefunden hat. Es ist bewusst „ein Prozess“, da es viele dieser Prozesse bereits gab und es auch noch viele dieser Prozesse geben wird. Um die Welt immer wieder zu „entzaubern“, muss man sie natürlich auch immer wieder verzaubern. Und hier stellt sich eine von vielen großen Fragen: Was ist Zauber? Zauber ist nicht greifbar, er ist nicht existent, er ist der Versuch der Menschen, das Unerklärliche erklärlich zu machen, das Unvereinbare vereinbar und das Unvorhersehbare vorhersehbar zu machen. Alle Zauber und Mythen, die der Mensch hervorgebracht hat, hatten den Sinn, etwas zu erklären: Der Sonnengott Helios sollte die Bewegung der Sonne erklären, genau wie alle griechischen Götter einen Teil der Umwelt erklären sollten. Ein weiteres Beispiel sind die Hexen, die als Erklärung für alle Unglücksfälle herhalten sollten. Kurz gesagt: Zauber und Mythen sind die vom Menschen, aus seinem dringlichen Verlangen nach Wissen, Kontinuität und Sicherheit heraus gesponnenen Antworten und Lösungen, welche elementare Fragen beantworten und ungreifbare Probleme lösen.

Wie kann das 21. Jahrhundert nun entzaubert werden, wenn es gar keine Zauber mehr gibt? Denn wie Max Weber schon erkannte, fand Anfang des 20. Jahrhunderts ein Prozess in der westlichen Gesellschaft statt, der allen Mythen und Zaubern jeden Raum zum Leben nahm: die Rationalisierung der Gesellschaft. Bis heute ist es die Wissenschaft, die Antworten auf elementare Fragen liefert und greifbare Probleme löst. Ein großer Teil der Gesellschaft glaubt an wissenschaftliche Ergebnisse. Zurecht, denn die Erfolge, welche die Wissenschaft hervorbringt, sind nicht zu leugnen.

Trotz allem die Frage: Inwiefern ist die Wissenschaft ein weiterer Zauber, der sich auf unsere Gesellschaft gelegt hat? Um diese Frage seriös zu beantworten, braucht man mehr Informationen, als uns jetzt zur Verfügung stehen. In ferner Zukunft werden Menschen unsere heutige Gesellschaft bewerten und analysieren, genau wie wir heute die antiken Völker bewerten und analysieren. Und wie unser heutiger Wissensstand aus der Zukunft heraus betrachtet wird, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es wäre allerdings naiv zu glauben, man habe in der Wissenschaft die ultimative Wahrheit gefunden. Die wenigsten Wahrheiten halten ewig. Das ist auch der Grund, warum die Wissenschaft und die Zauber und Mythen der Vergangenheit zumindest vergleichbar sind. Jeder Mythos, jeder Gott, jeder Zauber war einmal die Wahrheit, genau wie die Wissenschaft jetzt die Wahrheit ist. Allerdings wurden alle Mythen, Zauber und Geschichten irgendwann für veraltet erklärt, man könnte auch sagen: Sie wurden entzaubert. Warum sollte das mit der Wissenschaft anders sein?

Trotzdem ist es falsch zu sagen, alle Erkenntnisse seien nichtig. Alles Wissen und alle Zauber sind Teil des Menschen und tragen dazu bei, dass eine Gesellschaft funktioniert. Hinzu kommt, dass die Entwicklung der Glaubenssätze, vom Polytheismus über Monotheismus bis hin zur Wissenschaftsgesellschaft, eine fortschrittliche ist. Diese Wertung ist nicht an dem Maß an Wahrheit, welches in den jeweiligen Glaubenssätzen steckt, festzumachen, da sich dieses früher oder später relativiert, sondern an der Funktionalität der Glaubenssätze für die Gesellschaft. Damit ist gemeint, dass die Wissenschaftsgesellschaft deutliche Ergebnisse vorzuweisen hat. Als Beispiel wäre die höhere Lebenserwartung zu nennen, das heißt nichts anderes, als dass der Mensch nun einen erfolgreicherer Weg gefunden hat, seine Beobachtungen zu interpretieren. Das heißt allerdings nicht, dass die Interpretationen mehr der Wahrheit entsprechen. Denn wie schon gesagt: Die Wahrheit relativiert sich früher oder

später. Dass der Mensch seine Beobachtungen nun „erfolgreicher“ interpretiert, heißt einzig und allein, dass die Interpretation funktioneller ist.

Man kann von einer Art Evolution der Glaubenssätze ausgehen. Damit ist gemeint, dass sich die Glaubenssätze mit den gesellschaftlichen Situationen wandeln und umgekehrt, der funktionellste Glaubenssatz kristallisiert sich heraus. Die Wissenschaft ist allerdings – was Entzauberungen angeht - etwas Besonderes. Denn die Wissenschaft sieht Entzauberungen vor, sie setzt sogar auf sie. Die Wissenschaft lässt immer den Raum für Modernisierung offen, das unterscheidet sie von anderen Glaubenssätzen und gibt ihr Potenzial, sich zu entwickeln. Die Wissenschaft sieht also die „Entzauberung“ alter Thesen vor, was die Wissenschaft immer auf dem neuesten Stand hält und insgesamt vielleicht auch langfristig haltbar macht.

Nichtsdestotrotz ist es alles andere als ausgeschlossen, dass die Wissenschaft als Glaubenssatz irgendwann wieder entzaubert wird. Um diesen Exkurs zum Thema Glaubenssätze, Wissenschaft und Wahrheit zu beenden, hier noch ein Zitat vom ehemaligen US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld: „There are known knowns; there are things we know we know. We also know there are known unknowns; that is to say we know there are some things we do not know. But there are also unknown unknowns - the ones we don't know we don't know.“ (Donald Rumsfeld, 2002).

Nun wurde das Wort „Entzauberung“ ausreichend behandelt - und das Fazit lautet, dass die Wissenschaft auch nur ein Glaubenssatz ist, den man eventuell auch irgendwann entzaubern kann. Was ist, wenn man unabhängig von wissenschaftlichen Entzauberungen einen konkreteren Blick auf das 21. Jahrhundert wirft?

Das 21. Jahrhundert legte in Bezug auf Entzauberungen im Allgemeinen ziemlich gut los, denn für einen nicht unerheblichen Teil der Gesellschaft ging das

Jahrhundert schon in seiner ersten Sekunde mit der Entzauberung eines Mythos los. Der Mythos, dass die Welt zur Jahrhundertwende untergehen würde, war mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts ein für allemal aus der Welt. Generell hat das 21. Jahrhundert ein breites Spektrum an Entzauberungen zu bieten, die vielleicht nicht in Max Weberischen Maßen ausgeprägt sind, aber dennoch als Entzauberungen aufgefasst werden können. Um einen anderen Ansatz als den zuvor gewählten wissenschaftlich-philosophischen Ansatz auszuführen, kann man die politische Perspektive einnehmen. Nach zwei Weltkriegen und einem lauernden Kalten Krieg hoffte die Weltbevölkerung auf eine bessere Zukunft, auf ein besseres Jahrhundert. Ein Jahrhundert des Friedens und der Sicherheit. Dieser zauberhafte, ja fast mythische Wunsch galt spätestens am 11. September 2001, als zwei Flugzeuge ins World Trade Center flogen, als entzaubert. Bis heute wird der Mythos einer friedlichen Welt täglich in brutalen Kriegen entzaubert.

Entzauberungen können für viele Dinge gelten. Man kann zum Beispiel argumentieren, dass sich die romantische Liebe durch Dating-Plattformen wie Tinder in einem Prozess der Entzauberung befindet. Oder auch, dass durch Social Media die soziale Interaktion entzaubert wird, da die soziale Interaktion durch die unnatürliche Häufung dieser im Internet im echten Leben ihre Aura verliert. Ein anderes Beispiel ist das Schreiben, welches durch KI-Texte womöglich auch seinen Zauber verliert. Grundsätzlich fällt auf, dass besonders in Bereichen, in denen technischer und gesellschaftlicher Wandel stattfindet, immer ein Stück Entzauberung zurückbleibt. Dies gilt für KI und Social Media genau so wie es für Fotografie und Telefongespräche galt.

Ob nun eine Entzauberung des Glaubenssatzes, eine politische oder vielleicht auch eine ganz persönliche Entzauberung - fest steht: Wo eine Welt im Wandel ist, bleibt immer etwas Entzauberung zurück, aber es kommt auch immer wieder neuer Zauber hinzu.

Essay zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

Constantin Micheel

Jahrgangsstufe Q1

Gymnasium Theodorianum Paderborn

Betreuender Lehrer: Jörg Heger

Wie ist es eigentlich um unser eigenes Jahrhundert, das 21. Jahrhundert, bestellt? Sind wir besser als alle, die vor uns waren, sind wir schlechter? Was prägt uns jetzt gerade?

Ich möchte also etwas zum Thema „Entzauberung des 21. Jahrhunderts“ beitragen. Dazu möchte ich auch einen Blick auf die Herkunft des Begriffs „Entzauberung der Welt“ werfen.

Der Begriff „Entzauberung der Welt“ stammt von dem Soziologen und Philosophen Max Weber (1864-1920) und wurde von ihm u.a. in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ von 1917 benutzt, mit dem er die Entwicklung darstellt, die sich aus der Rationalisierung der Lebenswelt und damit der Verwissenschaftlichung aller Bereiche der Welterfahrung ergibt. Aber bereits im Judentum gab es eine „Entzauberung“ der damaligen Welt. Die Welt wurde entzaubert, weil in ihr keine geheimnisvollen Mächte wirkten. Gott wurde jenseits der Welt gedacht. Er hat die Welt geschaffen, bleibt aber selber transzendent. Es gibt keine heiligen Kühe oder Naturgottheiten im Judentum wie in den Naturreligionen. Das würden die biblischen Propheten als heidnisch ansehen. Gott ist der Schöpfer, aber er ist von seiner Schöpfung absolut getrennt und verschieden. Die Natur ist nicht „heilig“. Die Natur ist nicht Sitz von Göttern oder übernatürlichen Gewalten. Sie ist das Objekt, das ich als Mensch nutzen und beherrschen kann. Die Welt ist dann entzaubert. Das Leben ist wissenschaftlich, technisch, ökonomisch und politisch berechenbar.

„Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt“, schrieben später Adorno und Horkheimer in ihrem Buch „Dialektik der Aufklärung“. Eigentlich fängt diese „Entzauberung“ aber ja auch schon, wie ich geschrieben habe, mit dem Gesetz des Mose vom Sinai im Alten Testament und auch bei Sokrates und Platon an, die der Vernunft einen großen Stellenwert gaben. Im „Höhlengleichnis“ von Platon geht es darum, dass die Menschen sich aus ihrer Gefangenschaft im Dunkeln der Höhle befreien und ihr bisheriges Leben „entzaubern“ und

zurücklassen. Das war ein großer Rationalisierungsschritt.

Dieser Rationalisierungsprozess hat sich im 21. Jahrhundert weiter fortgesetzt. Besonders für die Zeit seit dem Jahr 2001 gilt, dass Vernunft, Naturwissenschaft und Technik die Oberhand gewonnen haben. Die Menschen „glauben“ auch in ihrer Alltagswelt an die Wissenschaft und erhoffen sich von ihr und der Technik ein besseres Leben. Die Natur ist „entzaubert“, man erkennt in ihr weniger die Spuren z.B. eines Schöpfergottes, sondern eher die Rohstoffe und das Material für das menschliche Zusammenleben. Der Glaube ist, dass mit zunehmender Vernunft und Erkenntnis (so wie bei Platon) die Dinge durchsichtiger werden und sich z.B. immer mehr Krankheiten besiegen lassen und die Natur immer mehr beherrscht werden kann. Früher fürchtete man sich vor Bären und Wölfen, weil sie dem Menschen überlegen waren. Man sah auch dämonische Kräfte in der Natur am Werk, die sich aber immer mehr durch wissenschaftliche Forschung und Technik als ohnmächtig und als Trugbilder erwiesen.

Wir müssen keine Angst mehr haben, weil die Welt immer mehr entzaubert wird. Der medizinische Fortschritt verspricht ein längeres und besseres Leben. Auch schon vor der Geburt kann man heute diagnostizieren, ob ein Mensch mit bestimmten Anomalien oder Krankheiten zur Welt kommt.

Früher baute man große metaphysische Systeme, weil man meinte, dass es hinter dieser Welt noch ein größeres Wesen oder das „Sein selbst“ geben müsste. Heute, wo die Welt „entzaubert“ ist, ist man da viel vorsichtiger. Kaum einer in der westlichen Welt würde heute noch behaupten, dass es eine „absolute Wahrheit“ und absolute Werte und Normen gibt. Die Wahrheit zeigt sich mal so, mal so. Ernest Hemingway nennt das die „Wahrheit im Morgenlicht“. Im Zwielft des Morgenlichts kann man gar nicht so genau sagen, was eigentlich wahr und was Wahrheit ist, weil „Dinge, die im Morgenlicht wahr sind, zu Mittag schon gelogen scheinen“ (Hemingway, 172). Schon der Philosoph Friedrich

Nietzsche hatte ja die alten Werte und „Wahrheiten“ umgewertet und entwertet und gesagt, dass das alles vom richtigen Leben ablenkt. „Bleibt dem Leben treu“, hat er gesagt, d.h. „entzaubert“ die Welt der „Werte“ und sucht nicht abstrakte Wahrheiten.

Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus in den 1990er Jahren hatte sich auch gezeigt, dass der Fortschrittsgedanke „entzaubert“ worden war. In den 2000er Jahren war man dann der Meinung, dass es nicht nur kein transzendentes Ziel der Geschichte (ewiges Leben bei Gott), sondern überhaupt kein Ziel und keinen Letztsinn der Geschichte geben muss. Der Kommunismus hatte ja noch gemeint, dass die klassenlose Gesellschaft das Endziel der Geschichte wäre. Der Dramatiker Bertolt Brecht hat das zum Beispiel in seinem Theaterstück „Der gute Mensch von Sezuan“ getan. Nicht mehr das Leben mit den Göttern war da das Ziel, sondern dass der Mensch durch „Entzauberung“ dieser religiösen und metaphysischen Welt in der Revolution zum wahren Leben vordringen kann. Heute würden viele bestreiten, dass es überhaupt so ein letztes Ziel gibt. Es gibt nur die kleinen und manchmal banalen Geschichten der Menschen. Kein übergeordnetes Ziel.

Und die Entzauberung der Welt besteht heute darin, dass jeder das Optimale aus seiner kleinen Geschichte herausholen soll. „Selbstoptimierung“ ist ein Schlüsselbegriff. Ich soll mein Leben so leben, dass es für mich optimal läuft, dass ich eine optimale Bildung kriege, meine Anlagen optimal ausforme, frei und selbstbestimmt lebe und ein glückliches und materiell abgesichertes Leben führe. Bis zu einem bestimmten Grad kann ich dann ein solches Leben planen, die beste Schule auswählen, Sprachen erlernen, digitale Kompetenzen erwerben, Gesundheitsvorsorge betreiben usw.

Die Coronapandemie hat dabei das 21. Jahrhundert in gewisser Weise auch entzaubert. Sie hat gezeigt, dass ein winziges Virus diese Vorstellung in wenigen Tagen „entzaubern“ kann, weil wir praktisch machtlos waren, zumindest am Anfang. Die Natur war also doch wieder wie ein mächtiger Gott, der die überheblichen Menschen strafen konnte und dem alle ausgeliefert waren. Zumindest haben das manche auch so interpretiert. Durch Forschung, wissenschaftliche Erkenntnisse und medizinische Technik wollte man dem aber sehr schnell wieder Abhilfe schaffen und hat es nach einiger Zeit auch erreicht. Viele haben dann gesagt: „Ich glaube an die Wissenschaft und halte mich an die Tatsachen.“ Andere aber demonstrierten heftig gegen den Main-

stream und etwa den unreflektierten Glauben an die Allmacht der Impfstoffe und der Politik. Seitdem ist die Gesellschaft in gewisser Weise auch tief gespalten. Hier die rational denkenden Befürworter der Maßnahmen, dort die stark emotionalisierten Gegner. Aber es gibt keinen wirklichen Diskurs mehr zwischen ihnen.

Das 21. Jahrhundert ist auch durch die vielen Kriege und Terrorangriffe entzaubert. Seit 2000 zeigt sich, dass das Gute in der Welt nicht selbstverständlich ist und zunehmend verloren geht. Vielleicht haben die Europäer und westlich ausgeprägten Länder zuvor auch zu lange auf Kosten anderer Länder und Kulturen gelebt. Mit den Angriffen auf das World Trade Center am 11. September 2001 hat sich ein „Kampf der Kulturen“ offenbart, den vorher niemand so für möglich gehalten hätte. Hatte man sich vorher noch für unverletzlich gehalten, so zeigten die islamistischen Terroristen, dass der Westen im Grunde schwach geworden war und sein Wertesystem mehr und mehr brüchig wurde. Trotz aller Versicherungsmentalität, trotz der ganzen Vernunft in Wirtschaft und Politik und aller Erfolge von Wissenschaft und Technik hatten einige hoch emotionalisierte religiöse Fanatiker den Kampf mit der „entzauberten Welt des Westens“ im Sinn von Max Weber aufgenommen. Sie wollten zeigen, dass es nicht nur die westliche Interpretation der Wirklichkeit gibt. In diese Kultur war nun die Religion auch ganz neu hereingebrochen, in der Form des Islam. In Afghanistan hatte sich das Schreckenssystem der Taliban etabliert und die Bevölkerung zurück in mittelalterliche Strukturen und das Scharia-Recht gebracht. Durch den Abzug der Nato-Verbündeten später aus Afghanistan (im Sommer 2021) hat sich erneut eine Form der Entzauberung gezeigt und damit auch, wie fragil eigentlich das westliche Engagement und sein Wertesystem geworden sind. Verstärkt hat sich diese „Entzauberung“ der westlichen Werte noch durch den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine seit dem 24. Februar 2022. Er hat gezeigt und zeigt immer noch: Nichts ist heute noch sicher in Europa. Menschen wie Putin oder auch die Hamas im Nahen Osten reagieren völlig irrational und machtbesessen und gehen über Leichen. Sie handeln nicht nach den Prinzipien der Aufklärung. Aber auch in der westlichen Welt selber ist die „Entzauberung“ in der Einstellung vieler Menschen zunehmend deutlich geworden. Es herrscht die Einstellung einer Negativität vor, weil es immer schwieriger wird, einen Sinn in seiner Existenz zu finden, der über die rein materiellen und technischen Verhält-

nisse hinausgeht. Der christliche Gedanke verschwindet in Europa mehr und mehr. In Deutschland z.B. ist seit den 2020er Jahren die Mehrheit der Menschen nicht mehr konfessionsgebunden und gehört keiner Religion mehr an. Auch das ist eine „Entzauberung“, die weiter voranschreitet, weil man mit zunehmender Verwissenschaftlichung und Technisierung religiöses Leben und mythisches Erleben ablehnt. Im Zeitalter der Romantik (1795-1840) hatte noch eine „Verzauberung der Welt“ stattgefunden. Eichendorff hatte gedichtet: „Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort / Und die Welt fängt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort.“ Diese Erfahrung ist im 21. Jahrhundert weitgehend verschwunden. Diesen Naturmystizismus und Hang zur Innerlichkeit gibt es jetzt so nicht mehr. Aber sind die Menschen wirklich glücklicher geworden im 21. Jahrhundert? Viele sind heute gereizt, voller Ängste, leben im Kaufrausch und haben oft ganz erschreckend banale Bedürfnisse. Die Gesellschaft ist mehr und mehr gespalten, wie es sich durch die Coronakrise und die Politikverdrossenheit bei vielen gezeigt hat. Wer wäre denn noch bereit, für bestimmte Werte einzutreten und auf etwas zu verzichten? Es fehlt auch ein eindeutiger ethischer Kompass in der Gesellschaft, weil es ein großes Misstrauen in Institutionen wie z.B. gegenüber den Kirchen gibt. Wir laufen Gefahr, vor lauter digitalem und technischem Fortschritt das Eigentliche zu übersehen, das, was uns wirklich reich macht: gelungene Beziehungen, ein anderes, nicht-kommerzielles Verhältnis zur Natur, Frieden. Zwar ist die Welt immer aufgeklärter, „entzauberter“, digitaler, technischer, doch gleichzeitig werden viele Leute immer einsamer, kränker, ängstlicher, missgünstiger und neidischer. Wir posten, senden, liken, twittern usw. rund um die Uhr, ohne wirklich in Beziehungen zu sein. Das macht uns unfrei, diese ganze zum Teil hohle Dauerkommunikation. Und obwohl Deutschland noch immer sehr reich ist, rücken wir im Glücksranking immer weiter nach unten. Auch im „Zeitalter der Entzauberung“ müsste man sich aber fragen: Was ist der Kern des Menschlichen? Was macht mich als Menschen aus? Wird nicht die Subjekthaftigkeit des Menschen und damit seine Freiheit mehr und mehr aufgelöst in anonymen Strukturen, in digitalen Welten und in technischer Mach-

barkeit? Zählt nicht nur, dass ich in der Schule und bei der Arbeit und als Konsument funktioniere, dass ich die Meinung des Mainstreams verfolge? Dass ich fit bin und Sport treibe? Dass ich Fußballfan bin und große Reisen in ferne Länder machen kann? Dass ich mich gegen die Anderen mit Ellenbogen durchsetze? Wir glauben, wir hätten alles im Griff, verlieren aber oft unser Kostbarstes, Zeit füreinander und für das Erleben der Natur. Dass, was uns zu Menschen macht: Gedichte lesen, Kunstwerke anschauen, für Andere da sein, einen Menschen zu lieben, eine Familie und Kinder zu haben. Durch die vielen Krisen wurde unsere bisherige Welt entzaubert, und viele sind jetzt müde und schlaff geworden. Wir haben auch eine völlig irrationale Angst vor den Fremden, vor den Migrantinnen und Migranten, die anders sind als wir und als Menschen mit uns im gleichen Boot sitzen. So schlurften wir entzaubert dahin. Ohne festes Ziel, „abgeklärt“ und oft auch isoliert voneinander. Wir wollen die „Zuströme“ von Menschen aus anderen Ländern und überhaupt alles kontrollieren, aber das Leben lässt sich letztlich nicht kontrollieren. Vielleicht muss man der Welt etwas von dem alten Zauber zurückgeben, so wie es die Romantik getan hat. Durch Kunst, Musik und auch Religion. Es kann nicht nur um den „Kampf ums Dasein“ gehen. Vielleicht kommen wir dann zurück zu einer „zweiten Naivität“, einer reflektierten „Verzaubertheit“ der Welt. Wir müssen auch nicht ständig etwas Neues machen, hunderte von Länder bereisen, absoluten Luxus haben, viele Statussymbole usw. All das hat einen hohen Preis. Warum muss ich hunderte von Strände sehen, wenn ich schon den ersten ganz schön fand? Warum muss ich alles probieren, wenn ich eigentlich weiß, was mir guttut? Warum muss ich besser sein als die Anderen und mich ständig mit allen vergleichen? Ist das wirkliche Leben? Wir könnten da auch gelassener werden und fragen: Welche Sehnsucht habe ich eigentlich für mein Leben? Was kann ich mit anderen teilen in diesem 21. Jahrhundert, so dass es für uns alle reicht? Man muss ja nicht gleich ein „faustischer Mensch“ sein, der alles erkennen und beherrschen will und um den die kleine und große Welt kreist, sondern man kann auch ein liebender Mensch sein wie das Gretchen. Davon bin ich überzeugt. Das wäre dann der neue Zauber unseres 21. Jahrhunderts.

Quellen:

Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main, 1997, Band 3.
Hemingway, Ernest: Die Wahrheit im Morgenlicht. Eine afrikanische Safari. Reinbek, 1999.
Nietzsche, Friedrich, Gesammelte Werke, Köln, 2012.
Petersdorff, Dirk von: Der ewige Brunnen. Deutsche Gedichte aus zwölf Jahrhunderten. München, 2023.

Weischedel, Wilhelm: Die philosophische Hintertreppe. 34 große Philosophen in Alltag und Denken. München, 1975.
Zintl, Reinhard: Max Weber und die Entzauberung der Welt. Götter und Dämonen oder die Herausforderung einer Entzauberung der Welt für die Religionen. Abgerufen unter: <https://fis.uni-bamberg.de/server/api/core/bitstreams/07fad8af-bb9f-4d1f-b4dad12dfbc5150S/content>

Essays zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“
(Max Frisch)

Anouk Al-Wahabi
Gymnasium Kreuzgasse Köln

Benjamin Brinkmann
Gymnasium Porta Westfalica

Lisa Petersen
Phoenix-Gymnasium Dortmund

Johannes Tebroke
Gymnasium Essen-Werden



Essay zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Anouk Al-Wahabi

Jahrgangsstufe Q1

Gymnasium Kreuzgasse Köln

Betreuender Lehrer: Herr Wolst

„Hast du den Sonnenuntergang gesehen?“

„Ja, ich war dabei. Sah schön aus.“

„Aber hast du ihn auch erlebt? Hast du ihn gespürt, geschmeckt, gerochen? Hat dich der Moment so eingenommen, als seist du ein Teil des Geschehens gewesen? Hast du mehr getan als bloß zu beobachten? Hast du alle deine Sinne genutzt, um den Augenblick vollkommen in dich aufzunehmen und ihn zu erleben?“

Was bedeutet es zu leben?

Was bedeutet es im Hier und Jetzt zu sein?

Lebe ich schlichtweg, weil ich existiere?

Ist die stumpfe Existenz die Wurzel allen Lebens?

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“

Dabeisein und Erleben? Sind das die Zwischenstufen des Seins, unserer Existenz? Oder teilt sich das Leben in zwei grundlegende Zustände auf?

Dabeisein. Mit von der Partie sein. Zuschauen. Zuhören. Beobachten. Still bleiben. Was fällt unter den Begriff des Dabeiseins?

Ich war letzts bei einem Unfall dabei. Ich war beim Sonnenuntergang dabei. Ich bin morgen im Kino dabei. Ich bin dabei. Ich bin präsent, anwesend. Mein Körper ist an einem physischen Ort. Ich beobachte, dokumentiere, analysiere, präge mir ein. Ich bin dabei. So wie man es eben kennt.

Und was empfinde ich tief in meinem Inneren währenddessen? Fühle ich etwas? Wenn sich ein tragischer Unfall vor meinen Augen ereignet, bin ich eine Außenstehende? Jemand, der seine laufende Kamera in das blutige Geschehen hält? Jemand, der nach zwei Tagen wieder alles vergessen hat?

Oder empfinde ich doch Mitleid? Laufe ich bestürzt zu den Verletzten hin. Doch sind meine Handlungen selbst dann nicht nur ein Produkt des Schocks in meinen Knochen, des Adrenalins in meiner Blutbahn oder der schlichten Empathie in meinem Herzen? Fühle ich wirklich etwas? Kann man das Chaos, was sich in meinem Inneren zusammenbraut, als Gefühle bezeichnen?

Anders gefragt: kann ich Gefühle für eine Situation entwickeln, der ich nur als passiver Zuschauer beigewohnt habe, ohne sie selbst erlebt zu haben?

Erleben. Erlebnis. Leben. Miterleben. Nacherleben. Jedem dieser Worte liegt ein zentraler Kern zugrunde, und zwar das Wort leben. Leben, atmen, denken, fühlen, hören, schmecken, weinen, lachen, zufrieden sein, bereuen. Wieder stellt sich die Frage nach der Definition des Lebens. Was bedeutet es, zu leben? Ist es die Tatsache, jeden Tag aufs Neue aufzuwachen, sein Herz schlagen zu hören, seinem Atem zu lauschen? Oder ist es seinen Traum zu verwirklichen, eine Welt nach seinen Bedürfnissen zu errichten, zufrieden zu sein? Oder ist das Leben in all seiner Komplexität und Vielfältigkeit doch etwas ganz Anderes? Mein Leben dreht sich um mich. Folglich muss sich mein Erleben ebenfalls um mich drehen. Oder nicht?

Ich lebe, indem ich tagein tagaus Entscheidungen treffe.

Ich bin dabei, indem ich lausche, beobachte, beiwohne.

Ich erlebe, indem ich ein aktiver Teil des Geschehens bin. Ich bin die Akteurin. Ich stehe auf der Bühne des Lebens und erlebe meine Szenen, in denen ich meinen Text habe, in denen ich Teil der Handlung bin, in denen ich eine Mitsprache habe und kurzum nicht die Baumdekoration des Bühnenbildes bin.

Zu erleben heißt, mit allen Sinnen beteiligt zu sein. Ich erlebe, indem ich fühle, indem ich bin.

Wenn ich etwas erlebe, dann bleibt eine starke, emotionsdurchtränkte Erinnerung daran zurück. Wenn ich bei etwas dabei bin, ist es, als würde ich

einem Film zusehen. Ich beobachte nur, empfinde allerhöchstens Empathie und der Augenblick verblasst bald darauf zu einem Schatten in meiner Erinnerung. Folglich müssen Erleben und Dabeisein zwei verschiedene Zustände sein, wie Max Frisch es darlegen wollte. Doch wo sie so grundlegend verschieden erscheinen, wie kommt es, dass viele sie miteinander verwechseln? Sind die Grenzen ihrer Definitionen doch nicht so leicht zu ziehen?

Die meisten. Ein Großteil. Viele. Ein bestimmter Teil. Alle. Eine bestimmte Gruppe? Der Ausdruck die meisten impliziert, dass es viele sind, weitaus zu viele, die die beiden Begriffe falsch verwenden.

Verwechseln. Missverstehen. Vertauschen. Unge wollter Irrtum. Unabsichtlicher Fehlschluss. Es handelt sich allem Anschein nach um eine ungewollte, unkontrollierte Wahrnehmung. Liegt es an uns Menschen? Verstehen wir den Unterschied nicht?

„Dabeisein ist alles.“

Ist es das? Hat das Motto der Olympischen Spiele recht? Liegt alles Erstrebenswerte in der bloßen Präsenz? Solange ich der Handlung, den wichtigen Ereignissen beiwohnen kann, ist alles gut. Warum sollte ich nach mehr als meiner bloßen Anwesenheit streben?

„FOMO“

Fear of missing out. Die Angst, wichtige Entscheidungen, Erlebnisse und Erfahrungen zu verpassen. Jeder möchte dabei sein. Niemand möchte die geringste Sache verpassen, sei es online oder in der Realität. Bei dem nächsten Adele-Konzert möchte ich auf jeden Fall dabei sein. Was, du warst nicht beim letzten Mal dabei? Heute scheint der Wunsch dringender denn je, bei allem, was sich auf der Welt abspielt, dabei sein zu wollen. Davon berichten zu können oder schöne Bilder davon online zu stellen. Von der krassen Party. Von dem schönen Sonnenuntergang. Alles dreht sich um den Fakt anwesend gewesen zu sein, doch niemand spricht davon, erleben zu wollen. Erleben wir überhaupt noch etwas?

Was, wenn wir gar nichts erleben? Erleben und leben, die Begriffe sind so aneinander gekettet, dass der eine ohne den anderen nicht existieren kann. Wann leben wir dann? Wenn es kein Erleben gibt, kann es auch schwerlich noch Leben geben. Wie leben wir dann?

Wir sind dabei.

Dabeisein, wie der wache Zustand des Todes. Ob mein Herz nun schlägt oder nicht, ob ich atme oder nicht, welchen Unterschied macht es? Letzten Endes bin ich nur ein Paparazzo im Leben von anderen.

Ohne das Erleben bin ich kaum mehr als eine leere Hülle. Eine hohle Nuss, die sich von Party zu Party schleicht. Wo ich die anderen wild tanzen sehe, die sich ihre Seele aus dem Hals schreien und vor lauter Freude Grimassen schneiden. Ich freue mich für sie, ich lächle ihnen beruhigend zu, dass ich genauso viel Spaß habe wie sie, obwohl ich eine bloße Zeugin des Geschehens bin. Innerlich habe ich mich nie leerer gefühlt. Aber immerhin, ich war dabei. Dabei. Dabei? Ich bin zurück. Zu Hause. Allein. Ich bin nirgendwo mehr dabei. Ich schlage ein Buch auf und tauche in eine Welt ein, die nicht meine eigene ist. Ich höre die Schritte des Mörders. Ich bewundere die Schönheit des Meeres. Ich reite auf dem Rücken eines Drachen. Ich fühle mit den Charakteren, ich schreie, weine, lache, fluche, hoffe und träume. Ich lebe mit ihnen. Ich erlebe. Und das, wo ich ganz allein, abseits von allem bin. Denn ich bin bei nichts und niemandem Fremden dabei, ich bin nicht im Leben oder in der Situation eines anderen: ich bin bei mir dabei.

Vielleicht ist das Dabeisein per se nicht der Antagonist des Erlebens. Möglicherweise liegt die Kunst nicht darin, das eine zu verteuflern und als Gegenstück zum anderen zu sehen. Vielleicht wollte Max Frisch auf die Gefahr aufmerksam machen, wenn man nicht in seinem eigenen Leben dabei ist, sondern der tückischen Illusion eines anderen folgt. Möglicherweise müssen das Dabeisein und das Erleben nicht als gegenteilige Begriffe verwendet werden...

Ich habe einen Unfall erlebt. Ich habe einen der schönsten Sonnenaufgänge erlebt.

Wenn man das hört, ist man augenblicklich ein bisschen wacher und aufmerksamer.

Warum eigentlich? Sollte es nicht genauso reichen zu sagen: ich war bei einem Unfall dabei. Ich war bei einem der schönsten Sonnenaufgänge dabei. Und trotzdem sinkt das Interesse wahrnehmbar.

Vielleicht weiß ein kleiner Teil in uns doch zu differenzieren. Vielleicht hören wir es an den Emotionen in der Stimme oder lesen es in der Mimik des Gesichts. Irgendwo kennen wir den Unterschied wohl, auch wenn wir ihn gelegentlich verwechseln mögen.

Essay zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Benjamin Brinkmann

Jahrgangsstufe Q1

Gymnasium Porta Westfalica

Betreuende Lehrerin: Marina Löwen

Mittendrin statt nur dabei?

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“
(Max Frisch)

Dabeisein und Erleben – Was war Max Frisch so wichtig, dass er auf den Unterschied hinweisen wollte? Was hat der Werbeslogan „Mittendrin statt nur dabei“ eines bekannten Sportsenders damit zu tun?

In dem einen Ausdruck ist das „Sein“ und im anderen das „Leben“ enthalten. Doch wie definiert man nun diese beiden Begrifflichkeiten von „Sein“ und „Leben“?

Widmen wir uns zunächst dem „Sein“. Zuerst ist es signifikant, die Unterscheidung zwischen dem „Sein“ als Beschreibung eines Zustandes der bloßen Existenz und dem „Sein“ als Beschreibung der Empfindung des „Seins“ durchzuführen. Als Beschreibung der Existenz eines Gegenstandes oder Lebewesens ist dem „Sein“ keine besondere Bedeutung zuzuschreiben. Innerhalb dieser Definition könnte sowohl ein Stein als auch ein Mensch „sein“. Sie kommt jedoch nicht nur materiell existenten Gegenständen zu. So kann zum Beispiel auch ein Gedanke oder eine Idee existieren und folglich „sein“. Daraus resultiert, dass bei Vernachlässigung aller individuellen Eigenschaften von materiellen sowie immateriellen Dingen ihr „Sein“ in Form der Existenz als Merkmal gemein bleibt.

Dieses sogenannte univoke Seinsverständnis steht in einem engen Verhältnis zum analogen Seinsverständnis. Laut diesem ist das „Sein“ lediglich der Gegensatz zum Nichts. Ergo wird allem, was nicht Nichts ist, der Zustand des „Seins“ zugeschrieben. In dieser Definition vom „Sein“ können ebenfalls alle materiellen und immateriellen Dinge enthalten sein. Eine Idee oder ein Gedanke können nicht Nichts sein, da sie denkbar und im Rahmen des Bewusstseins greifbar sind, und trotzdem liegen sie nicht als materieller Gegenstand vor.

Doch wie kann nun etwas im Bewusstsein eines

Menschen „sein“? Hier kommt die Empfindung vom „Sein“ ins Spiel.

Die Empfindung des „Seins“ ist ein deutlich komplexeres Konzept. Wir Menschen haben die Möglichkeit, uns selbst bewusst zu sein und uns als fühlendes und denkendes Wesen wahrzunehmen. Dadurch entsteht eine Art Gefühl vom „Sein“ als Zustand, in welchem man sich von Geburt an bis zum Tod befindet. Im Gegensatz zum später erörterten „Leben“ ist dieser Zustand von neutraler Natur. In diesem Zustand steckt zwar die Realisation vom „Sein“ als bewusster Existenz, dieser wird aber keinerlei Wertung oder Deutung beigemessen.

Der zweite im Zitat enthaltene Ausdruck ist das „Leben“. Auch dieser Begriff lässt sich größtenteils in zwei Definitionen unterteilen. Zuerst gibt es das „Leben“ erneut als einen Zustand. Doch was „lebt“ nun? Grundsätzlich ist dieser Zustand allem zuzuschreiben, was im biologischen Sinne als Lebewesen gilt. Folglich schließt diese Definition hochentwickelte Lebensformen wie Menschen oder Tiere ein, allerdings auch Pflanzen oder mikroskopische Zellen oder Bakterien. Damit ein Lebewesen „lebt“, muss es also nichts selbst vollbringen. Die Atmung, den Stoffwechsel und andere mit dem „Leben“ verbundene biologische Prozesse führt es von sich aus durch. Und doch grenzt diese Definition im Gegensatz zur ersten „Seins“-Definition eine Vielzahl an Dingen aus: Sowohl die materiell existenten, allerdings nicht biologisch „lebenden“ Dinge, als auch die immateriellen Gedanken oder Ideen werden hierbei vernachlässigt.

Die zweite Definition vom „Leben“ ist eine deutlich persönlichere, von Empfindungen geprägte, die vorrangig bei Menschen vorzufinden ist. Innerhalb dieser ist das „Leben“ oft nicht nur ein Zustand, sondern vor allem eine Empfindung oder ein Prozess. Die Empfindung erscheint auf den ersten Blick ähnlich zum zuvor als Empfindung definierten „Sein“. Die Empfindung vom „Leben“ besagt nämlich zuerst, dass ein lebender und fühlender Mensch sich seines Lebens und seiner Existenz bewusst ist.

Bei genauerer Betrachtung lässt sich jedoch fest-

stellen, dass die Empfindung vom „Leben“ keine grundsätzlich neutrale Empfindung ist. Sie kann für verschiedene Menschen unterschiedlich sein und auch anders wahrgenommen werden. Und noch viel relevanter als die subjektive Natur des Lebens ist die Beeinflussbarkeit der „Lebens“-Empfindung. Dieser ist der Mensch nicht ausgeliefert, wie etwa dem „Sein“, was durch seine passive Rolle zwar jedem Menschen zuteilwird, aber nicht veränderlich ist. Sein „Leben“ bekommt ein Mensch, genau wie sein Selbstbewusstsein in die Wiege gelegt, aber das „Leben“ ist von Erfahrungen, Emotionen und eigenem Verhalten geprägt. Bis auf die äußeren Einflüsse kann sein „Leben“ also jeder selbst gestalten. Nachdem nun ausführliche Definitionen vom „Sein“ und vom „Leben“ aufgestellt wurden, können wir diese auf das Zitat von Max Frisch übertragen. In einer etwas abgeänderten Form finden wir dort das „Sein“ als Dabei-„sein“ und das „Leben“ als Er-„leben“ vor.

Inwiefern beeinflussen diese Präfixe nun die vorangehenden Definitionen? Ihre Funktion liegt nicht etwa im Verändern der Definitionen, sondern viel mehr im Erweitern der Definitionen um eine Deutungsebene, welche Frisch selbst in seinem Zitat beabsichtigt hat.

Dabei-„sein“: Die Vorsilben „dabei“ enthalten einen wichtigen Hinweis. Sie deuten auf eine passive Rolle im Geschehen hin, eine neutrale oder gar negativ konnotierte Darstellung vom „Sein“. Frisch spielt hierbei stark auf die oben dargestellte Definition vom „Sein“ an. Im Dabei-sein“ wird nur die Existenz eines Menschen in einer Situation betont. In dieser ist ein Mensch lediglich „dabei“. Er ist physisch anwesend, wird möglicherweise von anderen Menschen wahrgenommen, trägt allerdings selbst nichts zum Geschehen bei. Und während er dabei sich selbst als „seiendes“ Wesen sicherlich wahrnimmt, spürt man im Dabei-„sein“ einen Beigeschmack von einer Art „neben sich stehen“ und „nicht ganz man selbst sein“.

Er-„leben“: Die Vorsilbe „er“ signalisiert dem Leser beim ersten Lesen eine passive Situation. Jemand „er“-lebt etwas. Rein sprachlich klingt das, als würde das „Leben“ nur auf jemanden einprasseln und dieser würde es nicht aktiv beeinflussen. Doch im allgemeinen Konsens und auch in der Art und Weise, wie Frisch das Wort verwendet, steht es für eine sehr konträre Vorstellung.

In Verbindung mit der Definition vom „Leben“ als Empfindung ergibt sich ein klares Bild: Das „Er“-leben ist ein tiefergehendes Gefühl, welchem sich ein

Mensch anders als beim „Sein“ nicht nur bewusst sein muss, sondern zu welchem er aktiv beitragen muss, um ihm Bedeutung zuzuschreiben. Wenn man eine Situation „er“-lebt hat, dann befindet sie sich tief im Gedächtnis verankert, in diesem ist sie mit Gefühlen und Ideen verbunden, sie wurde nicht nur als Beobachter wahrgenommen. Während man an ihr teilgehabt hat, war man selbst emotional investiert in das Geschehen, man hat tiefe Empfindungen verspürt und sie durch eigenes Beitragen verstärkt. Durch das eigene Beitragen verändert man die Erinnerung auch für andere anwesende Menschen, welche wie bei einem Ping-Pong-Spiel, selbst etwas zurückgeben und die Erinnerung im Nachhinein mit einer Empfindung verbinden.

Der Unterschied zwischen „Dabeisein“ und „Erleben“ liegt also in der Rolle des Akteurs beim Geschehen. Als passiver Beobachter ist man nur „dabei“. Trägt man selbst bei, gibt und nimmt von anderen und lebt in dem Moment, dann „erlebt“ man ihn und er bleibt in Erinnerung.

Frischs Zitat enthält zwar keine unmittelbare Wertung der beiden Arten, an einem Geschehen teilzuhaben, zeigt allerdings ein häufiges Missverständnis der Menschen auf. Frisch sagt, dass Menschen oft nicht verstehen, worin der Unterschied von „Dabeisein“ und „Erleben“ liegt. Diesen Unterschied habe ich im vorangehenden Teil des Essays erläutert.

Doch welche Problematik wollte Frisch durch sein Zitat aufzeigen? Und wie sind meiner Meinung nach die beiden Arten zu bewerten?

Ich glaube nicht, dass Frischs Hauptziel war, den Unterschied zwischen „Dabeisein“ und „Erleben“ aufzuzeigen. Vielmehr wollte er die Menschen wachrütteln und aufzeigen, dass sie selbst den Unterschied oft nicht wahrnehmen und sich dadurch in ihrem Handeln, Leben und Empfinden einschränken. Realisiert ein Mensch nicht, dass er in einer Situation nur „dabei“ ist, verschlechtert er seine eigene Erfahrung. Er steht dabei und entnimmt der Situation nichts für sich selbst, er gibt auch nichts für andere dazu und wird die Situation somit nicht in besonderer Erinnerung behalten.

Das „Erleben“ einer Situation kann einen Menschen hingegen glücklich, allerdings auch traurig machen. Es gibt dem Menschen starke Gefühle und besondere Erinnerungen, welche den Hauptteil vom Leben ausmachen. Und diese besondere Fähigkeit, Dinge zu „erleben“, sie zu empfinden und sich ihrer zu erinnern, ist eines der wertvollsten Geschenke, das wir Menschen erhalten haben.

Viele von diesen Unterschieden lassen sich in alltäg-

lichen Situationen wiederfinden. Für mich persönlich ist der Schwerpunkt auf dem „Erleben“ statt dem „Dabeisein“ sehr wichtig. Wenn ich mir zum Beispiel ein Stück von Chopin anhöre oder ein Sinfoniekonzert besuche, dann sitze ich nicht einfach nur da und höre zu. Ich nehme die Musik auf, ich fühle sie mit allen Sinnen. Dadurch wird ein Stück Musik für mich zu einem besonderen Stück Leben. Wenn ich einen Roman von Wilde oder Goethe lese, dann ist mein Ziel nicht, ihn möglichst schnell gelesen zu haben, sondern mit den Charakteren mitzuempfinden, ihre Handlungen nachzuvollziehen und den Leseprozess somit zu etwas Besonderem zu machen. Wenn ich einen Spaziergang in der Natur mache, dann gehe ich nicht nur von Punkt A nach B, nein, ich nehme das Ereignis mit allen Sinnen wahr: Ich höre die Vögel, rieche den Waldgeruch, sehe die Pflanzen und fühle den frischen Wind. Und dieses Empfinden mit allen Sinnen, genieße ich voll und ganz und mache es so-

mit zu einem besonderen Erlebnis. Diese Grundsätze gelten auch für Begegnungen mit anderen Menschen: Es ist für mich ein gravierender Unterschied, ob ich einen Abend mit Freunden verbringe, indem ich einfach nur dasitze und darauf warte, dass der Abend vorbei ist oder ob ich mich mit den Leuten unterhalte und wir gemeinsam Spaß haben. Vor allem in der heutigen Zeit halte ich es für wichtig, sich des Unterschiedes zwischen „Erleben“ und „Dabeisein“ bewusst zu werden und ich hoffe, Max Frisch, meine theoretische Betrachtung des Ganzen und meine persönlichen „Erlebnisse“ konnten Sie davon überzeugen, dass das „Erleben“ die wertvollere Art ist, sein Leben zu verbringen. Auch wenn man oft hört: „Dabeisein ist alles“, sollte meiner Meinung nach der Fokus auf dem mit allen Sinnen „Erleben“ liegen. „Mittendrin statt nur dabei“ - ein deutlich zutreffenderer Leitspruch für ein glückliches und bedeutungsvolles Leben.

Essay zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Lisa Petersen

Jahrgangsstufe 10

Phoenix-Gymnasium Dortmund

Betreuende Lehrerin: Sandra Kurilla

Das Streben nach dem Dabeisein ist allgegenwärtig. Heutzutage fast unumgänglich, Dabeisein um jeden Preis. Machst du nicht mit, gehörst du nicht dazu. Es ist quasi eine Pflicht, eine Lebensaufgabe, nichts zu verpassen. Dabei wird der Wert des Erlebens oft unterschätzt.

Doch wo liegt da der Unterschied? Ist Dabeisein nicht das Gleiche wie Erleben? Eine Definition wäre vielleicht von Vorteil.

Ich hab' das mal nachgeschaut. Meinem Verständnis nach ist man beim Dabeisein anwesend. Mehr nicht. Physisch im Raum stehend, sich blicken lassend, unter den Teilnehmenden. Wovon auch immer. Beim Erleben nimmt man etwas bewusst und intensiv wahr. Man spürt, empfindet und lässt auf sich wirken. Die Verknüpfung von Wahrnehmung und Empfinden, das Bewusstsein, also.

Ich könnte es auch so erklären: Bist du dabei, dann bist du anwesend. Die innere Gegenwärtigkeit zählt hier nicht. Es ist unbedeutend, was du dabei empfindest, falls du überhaupt etwas empfindest. Du hinterfragst die Dinge nicht. Vielleicht bist du auch abwesend, mit den Gedanken ganz woanders. Aber das ist egal, solange du mit im Raum stehst. Äußerlich, von außen betrachtet, erkennbar durch andere. Der innere Vorgang mit all seinen Facetten, im Endeffekt unbeachtet. Woran dich der Geruch des Lagerfeuers noch so erinnert, welche Musik in dir eine Erinnerung weckt, unbedeutend.

Und das Erleben?

Beim Erleben steckst du mitten in dir drin. Du fühlst, nimmst wahr, alle Gedanken und Emotionen haben einen Wert. Jeder einzelne Sinn schaltet sich ein.

Ich würde sagen, dass es da einen Unterschied zwischen dem Dabeisein und dem Erleben gibt.

Ein Erlebnis kann zu einem eigenen Gefühl werden. Im Unterbewusstsein wabert es herum und wartet darauf, geweckt zu werden. Wenn du dann in eine ähnliche Situation kommst, dann kommt automatisch die Erinnerung zum Vorschein. Es entsteht eine magische Atmosphäre, die kann man gar nicht

vergessen, egal ob positiv oder negativ. Von einem Erlebnis erzählst du später deinen Kindern. Dann holt es dich direkt in die Vergangenheit zurück. Zeitweise. Wenn ich von Erlebnissen schreibe, dann höre ich Kinderlachen, ich sehe lange Sommerabende und eine Limoflasche, die aufploppt. Der Moment will für immer eingefangen werden. Habt ihr schonmal davon gehört, dass man schöne Momente in ein Marmeladenglas schließen soll? Dann öffnet man es irgendwann und schon liegt der Duft der Vergangenheit im Raum. So nehme ich Erlebnisse wahr. Sortiert in ein Regal, voll mit anderen Gläsern, in jedem einzelnen ein klares Bild voll von Erinnerungen.

Erinnerung. Eine Erinnerung entsteht aus Erlebnissen. Nicht aus dem alleinigen Dabeisein. An einer Wand gesammelt, in Gläsern eingeschlossen.

Ich glaube, wir haben alle so ein Regal. Individuell gestaltet, verziert, chaotisch, sortiert oder kaputt. Angemalt, befüllt, geliebt, außer Acht gelassen. Persönlich sind sie alle. Es ist eines der wenigen Dinge, das nur dir gehört. Niemand anders weiß, wie es dort gerade aussieht.

Aber in einem geht es uns doch allen gleich:

Das Regal will gefüllt werden mit Momenten, die uns nicht mehr aus dem Kopf gehen. Wie ein Zwang. Der Zwang, ein Erlebnis zu finden, den eigenen Vorrat an Erinnerungen aufzufüllen. Doch mit Zwang kann kein Erlebnis geschaffen werden.

Genau so entsteht FOMO: Fear of missing out. Der Glaube daran, dass Dabeisein und Erleben das Gleiche bedeutet. Überall dabei sein, nichts verpassen und im Endeffekt doch nichts mitgenommen zu haben. Es ist nicht einmal wichtig, wobei überhaupt, es ist wie eine ungeschriebene Anwesenheitspflicht. Nur teilgenommen zu haben, um später den Gesprächen folgen zu können. Warum nehmen wir uns denn nicht einfach Zeit für die Dinge, die uns wirklich Spaß machen? Ist es nicht viel wichtiger, den eigenen Interessen nachzugehen, Dinge zu erleben? Qualität vor Quantität sozusagen.

Dabeisein ist nicht gleich Dabeisein. Man kann dabei auch erleben, würde ich sagen. Aber eben nicht

notwendigerweise. Und dabei kann eine Situation von einer Person erlebt und von einer anderen nur als Dabeisein empfunden werden. Das hängt stark von den eigenen Interessen ab.

Im Leben wird der Wert des Erlebens oft unterschätzt. Es wird vergessen, dass die kleinen Dinge einen viel höheren Stellenwert haben können als die vermeintlich großen.

Bei mir kann zum Beispiel der erste Frühlingstag eine unfassbare Wucht an Emotionen auslösen. Wenn das erste Mal im Jahr die Sonnenstrahlen auf die Haut treffen, du das erste Mal ohne Jacke vor die Tür trittst und sofort den Duft des Lebens einatmest. Du spürst, dass die Tage endlich wieder länger werden und es entsteht eine Vorfreude auf das nächste halbe Jahr. Endlich wieder Grillen, sich mit Freunden treffen und den Tag genießen, ohne an Morgen zu denken.

Dieses Gefühl kann bei mir nicht durch eine Party ausgelöst werden. Ich kenne viele Leute, die auf Partys gehen, einfach nur des Dabeiseins wegen. Ohne zu hinterfragen, wieso überhaupt, reißt es einen in den Sog des Verschleierte. Am Tag darauf vom Erlebten erzählen. Aber war das wirklich ein „Erleben“ oder war das nur ein „Ich war dabei“? Was sind die Dinge, an die du dich im Nachhinein erinnerst? Die wirklich wichtigen, meine ich.

Ich denke da an meinen ersten Theaterbesuch. Das war nicht nur ein Dabeisein, das war ein Erlebnis. Und das spürt man dann auch. Es liegt so eine Schwingung im Raum, die merkt man beim Dabeisein nicht. Die Menschen, die Umgebung, das Gefühl, alles schien perfekt zu sein, stimmig, im Einklang miteinander. So richtig bewusst wurde mir das erst im Nachhinein. Ein Erlebnis der besonderen Art.

Während des Erlebens nimmst du deine Umgebung mit all deinen Sinnen wahr. Unterbewusst.

Und genau deshalb kann es auch sein, dass genau das zu einer Sucht wird. Du sehnst dich nach der Klarheit, nach der Realität. Die Gedanken, klar wie nie, ein Zwang, sie zu ordnen, zu sortieren und zu verstehen. Aber eine Sucht entsteht doch eigentlich nur aus positiven Erlebnissen. Gibt es denn auch negative?

„Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.“ - ein Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach, das mich

sofort an das Thema dieses Essays erinnert hat. Also kann auch Erleben unangenehm sein. Unangenehm klar vielleicht. Dann nimmst du die Dinge um dich herum wahr, die Menschen, die Wärme, die Geräusche. Die Gefühle, die Gedanken - und währenddessen hält dir deine Wahrnehmung ungefiltert die Realität vor die Nase. Das rationale Denken wird eingeschaltet. Aber ich denke, das passiert erst später. Das mit dem Rationalen. Eiskalt wird dir auf einmal bewusst, was du da gerade erlebt hast. Dass das eine Erinnerung war, die du jetzt nicht mehr los wirst. Die aber eigentlich gar nicht mehr vor deinem inneren Auge herumschwirren sollte. Ein Erlebnis bleibt nur solange erlebt, bis man darüber nachdenkt, was dort gerade passiert. Danach wird es dann zum wahrgenommenen Dabeisein.

Doch wenn du dabei bist und wahrnimmst, erlebst du dann nicht auch? Vielleicht geht das Erleben auch noch weiter als das Wahrnehmen. Es ist ein Empfinden, die Gefühle und Emotionen werden mit der Wahrnehmung gepaart.

Es ist ein bewusster Prozess des Gehirns, ohne dass du davon viel mitbekommst. Beim wahrgenommenen Dabeisein überwiegen Gedankengänge die Wahrnehmung. Rational eben. Für das Erleben schaltet sich dieses Rationale aus. Du bekommst Dinge mit, ja, aber du hinterfragst sie nicht. Du machst dir keine Gedanken darüber, was gerade passiert ist. Im Nachhinein vielleicht. Doch währenddessen lebst du im Hier und Jetzt. Da ist kein Platz, keine Zeit für Logisches. Die Dinge wollen nicht verstanden und in keine Schublade gesteckt werden.

Oft ist ein Erlebnis ein einzigartiger Moment. So etwas wird danach nie wieder passieren.

Etwas Ähnliches, vielleicht, aber das Gefühl entsteht niemals nochmal. Das kann sehr frustrierend sein, egal wie sehr du es versuchst, egal in wie viele ähnliche Situationen du dich begibst, der Moment scheint nicht zurückzukommen.

Doch wir können es immer weiter versuchen. Niemals aufgeben, um am Ende unseren Zielen näher zu kommen.

Wir können im Endeffekt doch sowieso nichts tun, als darauf zu warten, dass das Leben uns ein Erlebnis bereitstellt. Wo besteht denn da die Möglichkeit, uns für das Erleben zu entscheiden?

Essay zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

Johannes Tebroke

Jahrgangsstufe Q1

Gymnasium Essen Werden

Betreuender Lehrer: Holger Tröger

Es lohnt sich gerade heutzutage, einen kleinen Gedankenspaziergang mit diesem Zitat von Max Frisch zu unternehmen. Erlebt derjenige, der über den Fernseher zuschaut, nicht weniger als der, der im Stadion mitten in der tobenden Menge auf und ab hüpfte und mit allen gemeinsam johlte und jubelte? Man fühlt sich an Goethe erinnert: „Weil du die Augen offen hast, glaubst du, dass du siehst?“

In seinem Roman „Homo Faber“ behandelt Max Frisch dieses Thema mit der Gestalt von Faber, der nach einem Flugzeugsturz nicht in das Staunen der anderen Überlebenden über die umgebende Natur einstimmen kann; er ist zwar dabei, fühlt jedoch nichts – erlebt nicht wie die anderen.

„Ich bin bei der Party dabei.“ Mit so einem Satz vermittelt man anderen eine Information, ohne dem Begriff des Dabeiseins abseits davon eine besondere Bedeutung zuzuschreiben. Für Max Frisch sagen die Sätze „Ich war dabei“ und „Ich habe es erlebt“ jedoch sehr unterschiedliche Dinge aus. Er stuft die Wahrnehmung eines Ereignisses qualitativ ab. „Jemand ist dabei“ bedeutet für ihn: Dieser jemand ist physisch anwesend, geistig aber eher abwesend. „Jemand erlebt es“ bedeutet für ihn: Dieser jemand ist physisch anwesend und geistig ebenfalls. Das heißt: Wer nur dabei ist, kann nicht erleben, und wer wirklich erlebt, ist nicht nur dabei.

Erleben scheint sich also auf unsaubere Weise irgendwie graduell vom Dabeisein zu unterscheiden. Ein Erlebnis scheint gegenüber einem Ereignis, bei dem man nur dabei ist, voller, intensiver und beson-

derer zu sein; auch hinterlässt es tiefere Spuren, Eindrücke, Erfahrungen, Erinnerungen, es bleibt mehr hängen. Man trägt ein Erlebnis länger mit sich herum, denkt noch einmal darüber nach, wägt vielleicht ab oder verspürt Reue: was hätte sein können, wenn...? Ein Erlebnis zieht sich durch ein Leben wie ein Wurzelgeflecht, erfordert vielleicht Planung im Voraus, sorgt für Vorfreude oder verursacht Eifersucht, wenn man mal nicht dabei war, sondern nur die anderen. Vielleicht trauert man im Nachhinein für eine lange Zeit, vielleicht ist man dauerhaft euphorisch, weil alles am Ende doch noch so gut geklappt hat. Ein Erlebnis ist mit größeren Gefühlen verbunden als ein einfaches Ereignis, bei dem man nur dabei ist. Emotionen nachher, währenddessen und vorher sind ausschlaggebend dafür, dass man ein Erlebnis als ein solches ansieht. Natürlich ist ein Erlebnis im Zusammenhang mit dem Zitat positiv konnotiert, aber auch negativ konnotierte Ereignisse werden erlebt. Erlebnisse scheinen nur so besonders zu sein, weil sie im Vergleich zu der restlichen Zeit, aus der ein Leben besteht, selten vorkommen. Sie verlieren ihren Effekt auch nicht durch Gewöhnung, da sie unerwartet oder vereinzelt kommen und wieder gehen; insbesondere negativ konnotierte Ereignisse. Wenn man sagt: „Ich habe was erlebt!“, ist mit offenen Ohren und gespannten Mienen zu rechnen, da es jetzt endlich mal etwas Spannendes, vielleicht richtig Aufregendes zu hören gibt, was vom Alten abweicht.

Wenn wir wirklich Dabeisein mit Erleben verwechseln, wo sind Unterschiede, wo sind vielleicht aber auch Ähnlichkeiten, die ein Verwechseln erst bedingen? Dabeisein und Erleben sind nicht trennbar wie

Schwarz und Weiß, vielmehr wie Grau und Hellgrau.

Dabei zu sein heißt per Definition „teilzunehmen, zugegen zu sein oder mitzumachen“. Erleben hingegen wird definiert als „etwas mitmachen, durchmachen, erfahren müssen oder können oder von etwas betroffen sein“. Das „Durchmachen“ wiederum als Form vom Erleben ist unter Anderem definiert als „eine lange Zeit einer schweren körperlichen oder seelischen Belastung ausgesetzt sein“. Wo die Seele im Spiel ist, sind Gefühl und Gemütszustand im Spiel, die entscheidend sind, damit Dinge erlebt werden können. Es wirkt vielleicht komplexer, als es ist: Man kann etwas Schönes oder eine Enttäuschung erleben. Zu sagen, man sei bei etwas Schönerem oder einer Enttäuschung dabei, klingt unnatürlich und steif, denn es fehlt dem Begriff „Dabeisein“ an Tiefe und emotionaler Ebene. Ihm wohnt ein größerer Abstand zum Geschehen inne, als es die Bewertung als „schön“ oder „enttäuschend“ verlangt. Wenn man beim Erleben allerdings individuell bewertet, ist es dann nicht subjektiv? Dazu folgt nun ein Beispiel:

Justus und Jonas fahren zusammen in den Urlaub. Sie haben ein Ferienhaus inklusive Tischtennisplatte gemietet. Justus liebt das Schwimmen, Jonas liebt das Tischtennis spielen. Nicht lange nach ihrer Ankunft zückt Jonas bereits Schläger und Ball und fordert Justus zu einem Match auf, doch der zieht es vor, ein paar Bahnen im kühlen Nass zu ziehen und abzuschalten. Jonas kann nicht gegen sich selbst spielen, setzt sich also genervt und gelangweilt auf die Gartenbank und starrt in die Büsche. Justus hat indes viel Spaß und tobt in den Wellen. Die meisten wären davon überzeugt, dass Justus hier mehr erlebt oder „besser“, genauer, qualitativ hochwertiger erlebt als Jonas. Zwänge man beide zum Schwimmen, wäre der eine glücklich und der andere frustriert, zwänge man beide zum Tischtennis spielen, umgekehrt. Jeder kann einer der Situationen mehr Spaß abgewinnen als der andere. Natürlich gibt es Aktivitäten, die der Mehrheit Spaß machen, und Aktivitäten, die der Minderheit Spaß machen. Die Mehrheit geht gern ins Kino, die Minderheit putzt gern die Küche. Erleben scheint aber tatsächlich subjektiv zu sein. Der Urlaub im Beispiel ist für den einen toll, für den anderen nicht. Die Küche zu putzen mag für die meisten nervig sein, aber einige wenige tun es vielleicht gerne. Jeder erlebt anders, denn jeder trägt andere Voraussetzungen für die Wahrnehmung von Ereignissen in sich („Der Mensch ist die Summe unserer Erfahrungen“).

Wenn eine Person schon als Kind von den Eltern zum Fußballtraining gebracht wurde, wird es später als Erwachsener eher ein Fußballspiel tatsächlich erleben als jemand, der noch nie Fußball gespielt hat.

Man sollte unterscheiden zwischen kurzfristigem und langfristigem Erleben, dasselbe gilt für das Dabeisein. Die Zeit, die ein Ereignis mit allem drum und dran in Anspruch nimmt, kann ein Faktor für Erleben sein, wenn trotzdem Abwechslung herrscht. Durch Gewöhnung kann ein Erlebnis entwertet und eben „gewöhnlich“ werden. Diese Entwertung durch Gewöhnung heißt Langeweile, die beste Voraussetzung, um nur dabei zu sein. Geht man zum Beispiel zu oft teuer essen, reicht es irgendwann; man wünscht sich die Kartoffeln am heimischen Herd zurück. Kommen Erlebnisse eher als Überraschung, plötzlich und unerwartet, zum Beispiel, wenn man spontan zum Essen eingeladen wird, ist das Erlebnis oft sehr stark.

Jeder Mensch ist gerne glücklich, und Aktivitäten oder Ereignisse, die glücklich machen, sind immer willkommen. Man geht diesen Aktivitäten freiwillig nach. Sobald sie jedoch aufgezwungen werden, können sie zum Dabeisein führen; repräsentativ ist der Schulunterricht, der vielen, denen das freiwillige Lernen von individuellen Themen sonst viel Spaß bereitet, diesen Spaß nimmt. Zum Dabeisein kommt es außerdem durch die Tatsache, dass man einfach nicht ständig erleben kann. Man kommt anderen und dem persönlichen, langfristigen Glück in die Quere. Süchtige sind süchtig nach dem immer wiederkommenden Erleben, das am besten nie ein Ende findet. Bei Drogen zum Beispiel kommen sich das kurzfristige und das langfristige Erleben stark in die Quere. Auch persönliche „Voreinstellungen“ wie Fähigkeiten (die „Fußball – Skills“) oder soziale Kontakte haben maßgeblichen Einfluss auf das Erleben.

Das Neue, Unbekannte hat einen besonderen Reiz – es gibt vielleicht etwas zu lernen, zu entdecken, die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln und das Leben zu füllen, also zu erleben. Diese Gier nach dem Neuen, die Neugierde, ist der wichtigste Faktor für das Erleben. Sie ist eine Haltung zu Ereignissen, ob bewusst oder unbewusst. Eine offene Haltung gegenüber Ereignissen und Aktivitäten ist insgesamt entscheidend. Jonas auf der Gartenbank bringt es nichts, beleidigt zu sein und sich allem zu verschließen außer dem Tischtennis spielen, denn das ändert

nichts an seiner Lage. Ein Abend auf der Gartenbank kann zum größten Erlebnis werden, wenn man richtig damit umgeht. Zugegeben, der Entstehungsprozess dieses Essays mag Längen haben, aber ich werde nicht bereuen, es geschrieben zu haben.

Max Frisch scheint es um den Wert vom richtigen Erleben zu gehen, den viele missverstehen oder nicht kennen. Heute werden Erlebnisse oft wie eine Trophäensammlung behandelt, die nur dem Zweck dient, anderen präsentiert zu werden und sich ein erfülltes Leben vorzugaukeln. Dabei ist solches „Erleben“ sehr widersprüchlich, da die Menschen oft von allen Eindrücken gesättigt sind und dadurch grundlegend abgelenkt sind – die perfekte Voraussetzung, um nur dabei zu sein. Sehr präsent ist das in den sozialen Medien, wo in kürzester Zeit zahlreiche Erlebnisse wildfremder Menschen in Fotos und Videos komprimiert angesehen werden können. Dadurch entsteht der Druck, selbst mehr und immer Tolleres zu erleben. Die FOMO, die Fear Of Missing Out, ist durch das Internet entstanden, das einem in einer Minute mehr „Erlebnisse“ zeigen kann als ein Kartoffelbauer in seinem ganzen Leben jemals erleben könnte. Dadurch ist auch der Wert von Erlebnissen gestiegen. Es sind heute nicht mehr nur Status und Konto, die zählen, sondern auch ein erfülltes, buntes Leben voller Abwechslung und Glück. Das ist prinzipiell ein gutes Ziel fürs Leben, kann jedoch auch negative Folgen haben. Immer etwas Neues erleben zu wollen, ist in meinen Augen, was Max Frisch hintergründig kritisiert. Es funktioniert auch nicht. Mal ist man dabei, mal erlebt man, und es geschieht so oder anders. Das Tempo des Alltags scheint einen dazu zu zwingen, viel zu tun, und dabei vergessen zu lassen, dass man es auch vernünftig tun muss, damit man erleben kann.

Man sollte sich nicht auf die Suche nach dem Erleben begeben und darüber vergessen, dass der beste Weg dahin ist, zu leben. Das erfordert große Selbstgenügsamkeit, nicht einfach in einer sehr stark leistungsorientierten Gesellschaften und Zeiten des Wettbewerbs. Insgesamt führt diese Suche nach dem Erleben scheinbar zum Tun selbst, „einfach Leben“. Gibt es ein Handbuch dafür? Wie erlebt man denn nun richtig und ist es wichtig, auch einmal nur dabei zu sein, um Erleben erst zu ermöglichen?

Ein passender Satz dazu, der mir bei der Recherche für dieses Essay im Kopf geblieben ist, lautet: Schließe weg, was dich weniger erleben lässt, aber strebe nicht immer nach dem Erleben.

Es ist genauso wichtig, neue Dinge zu tun, deren Ausgang man nicht kennt, und man ist erstmal nur dabei, denn es besteht die Chance zu erleben. Hier kann gelten: „Dabeisein ist alles“. Es geht um einen gut dosierten Mix aus Erleben und Dabeisein, begleitet von Selbstgenügsamkeit und der richtigen Haltung, darum, nicht zu viel zu wollen, nicht zu erzwingen und nicht ständig hinterfragen und ein gutes Leben definieren zu wollen. Jeder entscheidet für sich, ob der Flachbildschirm ihm wahres Erleben ermöglichen kann – insofern ist das Zitat zu relativieren.

Kinder sind Meister im Erleben, weil sie noch so unvoreingenommen sind. Sie haben so viel vor sich, sind neugierig und aufgeschlossen und kommen aus dem Staunen über diese Welt gar nicht mehr heraus. Kindheitserinnerungen sind oft die stärksten, die Nostalgie ist später groß. Erich Kästner sagte: Wer Kind bleibt, ist ein Mensch. All das können Kinder, ohne, dass sie sich dessen bewusst sind. Sie machen es einfach.

Über den Künstler Joseph Beuys wurde gesagt: Beuys kann man nur mit Beuys erklären. Vielleicht kann man Erleben nur mit Erleben erklären. Kunst ist ein Erlebnis, Malerei, Tanzen... Konzerte will man erleben. Die Musik ist für die Seele da. Was zum Beispiel ist Jazz? Von manchen als lästig und schwachsinzig empfunden, von anderen als genial erlebt. Das Neue in jedem Akkord, *dieses nervige Getöse*, welcher Ton kommt wohl hinter dem nächsten, *kann man das nicht mal ausmachen*, so etwas Geiles habe ich noch nie gehört, *und das soll Kunst sein*, ich könnte mir das den ganzen Tag anhören, *ich schlaf gleich ein*, dieses Solo – jetzt schau ihn dir doch an!

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben“. Ich kann mich Louis Armstrong nur anschließen, wenn er sagt: „What is Jazz, Louis?“ „If you still have to ask, shame on you!“

Essays zum Thema

**„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“
(Simone Weil)**

Sophie Holberg
Gesamtschule Langerfeld Wuppertal

Sanja Janssen
Städtisches Gymnasium Straelen

Essay zum Thema

**„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“
(Simone Weil)**

Sophie Holberg
Jahrgangsstufe Q1
Gesamtschule Langerfeld Wuppertal
Betreuende Lehrerin: Frau Marcinkowski

Albert Einstein, Terence Tao, Stephen Hawking... Es wäre doch genial zu diesen Genies mit ihrem überdurchschnittlichen IQ zu gehören, oder nicht? Vor allem diejenigen, die an das Ammenmärchen „Wir benutzen nur 10% unseres Gehirns“ glauben, erwarten durch einen solchen Intellekt ein einfacheres Leben, mehr Durchblick und Freiheit. Mancher hofft sogar darauf, dass im Menschen das Potenzial der Telekinese oder der Telepathie schlummere, wenn er erst die volle Macht seiner Intelligenz ausschöpfe. Da mag die Überschrift dieses Essays - „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt“ - wohl irritieren und Träume zerplatzen lassen. Im Verlauf wird aber deutlich werden, wie töricht der Irrglaube ist, dass ein hoher IQ irgendeine Relevanz für ein glückliches, autonomes oder erfolgreiches Leben habe und dass es närrisch ist, wenn man, egal ob hochbegabt oder nicht, mit dieser Eigenschaft protzt. Bereits die Definition von Intelligenz - „die Fähigkeit, sich in neuen Situationen durch Einsicht zurechtzufinden und Aufgaben durch Denken zu lösen“ - macht deutlich, wie nichtssagend der Begriff ist, weshalb Simone Weil Intelligenz nicht synonym mit Freiheit setzt, sondern lediglich mit einer „größeren Zelle“ vergleicht. Intelligenz bezeichnet kurz gesagt die Leistungsfähigkeit eines Menschen, besonders im Problemlösen. Man wird schnell dazu verleitet, an die „menschlichen Taschenrechner“ und Überflieger in Quantenphysik zu denken. Jedoch sagt die Kompetenz, komplizierte Sachverhalte mit Leichtigkeit zu durchschauen, noch lange nichts darüber aus, was die Person daraus macht. In die Wiege gelegte Intelligenz macht einen schließlich nicht automatisch weise. Man braucht Erfahrungen, man muss, egal wie hoch der IQ auch ist, sich erst einmal Wissen aneignen und über intrinsische Motivation verfü-

gen. Selbst wenn man dann in der akademischen/beruflichen Laufbahn einige Vorteile genießt, so besteht das Leben eben nicht nur aus Knobel- und Rechenaufgaben. So etwas wie Familie und Romanzen werfen ganz andere Arten von Herausforderungen auf, die nicht durch mehr Leistungsfähigkeit wettgemacht werden können. So stellten für Stephen Hawking zum Beispiel Frauen ein großes Rätsel dar: „They are a complete mystery.“ (New Scientist, 2012). Wenn wir uns jetzt auf Simone Weils Gedankenspiel einlassen, was könnte denn jemandem mit einer großen Zelle noch fehlen? Ja, so ziemlich alles. Möbel, Essen, Trinken, Mithäftlinge, mit denen man sich gut versteht... Wir haben zwar schön viel Platz, mehr aber auch nicht. Der in Intelligenztests ermittelte IQ, der sich auf Leistungsfähigkeit und logisches Denken beschränkt, scheint das Leben wohl nicht vollständig zu füllen, was gehört noch dazu? Intelligenztheorien wie die von Raymond Cattell oder Joy P. Guilford unterscheiden verschiedene Ebenen der Intelligenz: Emotionale/Soziale Intelligenz, fluide Intelligenz (angeeignetes Wissen), kristalline Intelligenz (Problemlösefähigkeit) und weitere kognitive Faktoren (Reaktionsgeschwindigkeit, Gedächtnisleistung, akustische/visuelle Wahrnehmung), die womöglich in einem hierarchischen Schema aufeinander wirken. Erst ein austariertes Verhältnis, also eben das Gegenteil einer Inselbegabung im musikalischen, mathematischen, linguistischen oder anderen Bereichen, kann ein wirklicher Vorteil im Leben sein. Zum Beispiel im Berufsleben muss man neben den kognitiven Leistungen auch mit Kollegen und Kunden umgehen können, Empathie und Sympathie beweisen. Abgesehen von monoton begabten Menschen wird dies für Hochbegabte weniger eine Hürde darstellen, da sich in vielen Fällen beobachten lässt, dass ein hoher IQ auch einen höheren emotio-

nen Quotienten (EQ) mit sich bringt. Problematisch könnte jedoch die Aufnahme- und Verarbeitungsgeschwindigkeit der leistungsfähigen Köpfe sein. Leistung, egal wie genial sie sein mag, muss in einem gewissen Zeitrahmen, der in unserer schnellen, globalisierten Welt immer kürzer wird, erbracht werden. Und damit tun sich einige Hochbegabte schwer. Ihr Gehirn nimmt sich meistens mehr Zeit, um Informationen zu verarbeiten und richtige Entscheidungen zu treffen, die dann aber gut bedacht sind. Leider verlieren Menschen mit solchen Gaben gegen den neu aufgetretenen Konkurrenten, die Künstliche Intelligenz. Die Nachfrage nach Genies bleibt zwar bestehen, nur werden ganz andere Kompetenzen gefragt. Schnelles Kopfrechnen und das Verstehen von komplizierten Sachverhalten wird bald keine Last des Menschen mehr sein. Stattdessen muss der Mensch kreativ, anpassungsfähig und schnell sein. Es wird sich nichts daran ändern, dass wir extrem erfinderische und leistungsfähige Überflieger brauchen, nur die Erwartungshaltung und die Vorstellung von Intelligenz wird sich mit Vorschreiten der Digitalisierung verändern.

Vorerst entpuppt sich, trotz der sehr unwahrscheinlichen, (je nach Gesellschaft) wandelnden Bedingungen, Intelligenz als Vorteil. Eine „größere Zelle“, scheint auf dem ersten Blick doch ganz nett. Hierin liegt aber genau der Nachteil. Durch diese genetische Anlage erfährt man im Grundschulalter noch einige Erfolgserlebnisse, schlimmstenfalls Unterforderung. Je nachdem, wie das Umfeld mit der überdurchschnittlichen Leistung umgeht, können sich mentale Krankheiten wie Narzissmus entwickeln. Mit voranschreitendem Alter ist es zudem unabdingbar, sich doch mal auf den Hosenboden zu setzen und mit Zeit und Aufwand zu pauken. Kinder, die aufgrund ihrer Begabung nie eine Notwendigkeit in Lernstrategien gesehen hatten, stehen nun vor einer immensen Hürde, wenn dann doch ein Thema komplexer und intensiver wird. Plötzlich fühlen sich die Hochbegabten unter Druck, was häufig zu affektiven Störungen wie Depressionen führen kann. Genetik ist, was Leistung und Erfolg angeht, eben nicht das höchste Gut. Niemand, der dank einer Mutation auf dem Gen CTNND2 (5p 15.2) , MEF2C (5q14.3) oder anderen Genen ein effektiveres Gehirn und Nervenbindungen erhält, trifft gezwungenermaßen auch clevere und gescheite Entscheidungen. Auch sie können, wie jeder durchschnittlich intelligente Mensch, schlechte, wenn nicht sogar dumme Entscheidungen treffen. Vor allem diesen „gesegneten“

Menschen kann es passieren, dass sie dem Druck, den intensiven Reizen und abstrakten Wahrnehmungen, denen sie ausgesetzt sind, nicht standhalten können und zu selbstzerstörenden oder im Volksmunde „dummen“ Verhalten tendieren (Drogenkonsum, Alkoholmissbrauch, Süchte...). Trotz der „größeren Zelle“ sind sie immer noch in der Rolle des Menschen, der eben auch von Gefühlen wie Angst und Wut getrieben wird, „gefangen“.

Wenn man weiß, wie nichtig der IQ ist und wie viele Nachteile mit einem Gehirn, welches ständig auf Hochtouren läuft, einhergehen, was sagt es dann über eine Person aus, die zu diesen Hochintelligenten gehört und meint, damit zu prahlen? Stephen Hawking, der ohne Zweifel ein brillianter Geist gewesen ist, hat dazu eine ganz klare Meinung gehabt: „People who boast about their I.Q. are losers.“ (New York Times, 2004). Für ihn spielten, angesichts der erwähnten KI und der Ersetzbarkeit von vielen Intelligenzfaktoren, Anpassungsfähigkeit, Selbsteinschätzung und Bescheidenheit eine viel wichtigere Rolle: „we could become as dumb as rocks compared to machines if we don't stay sharp.“, sagt er in seinem Werk „Answers to the big Questions“. Er warnt davor, sich zu sehr auf den Lorbeeren der überdurchschnittlichen Intelligenz auszuruhen und zu versäumen, sich weiterzuentwickeln. Vor allem diejenigen, die zu den Genies unserer Zeit gehören, sollten dieses Privileg nutzen und nicht töricht herumlaufen, um damit anzugeben. Dies beweist, dass ihnen die nötige Weisheit und Reife fehlt, um im großen, hochkomplexen Spiel des Lebens zu gewinnen. Ihnen fehlt das austarierte Verhältnis der unterschiedlichen Intelligenzfaktoren und sie neigen zur Selbstüberschätzung, was angesichts der rasant entwickelnden KI fatal wäre. Es braucht Menschen, die sich mitentwickeln, in der Lage zur Selbstreflexion und nicht abhängig von ihren kognitiven Leistungen sind. Nur so vermeiden wir, dass wir unser Selbst nicht überdrüssig werden, uns nicht selbst gefährden und durch KI ersetzen. Das sind viele Rahmenbedingungen, die nicht von Geburt an gegeben sind, sondern erlernt werden müssen. Deshalb ist es wichtig, sich nicht zu sehr auf die gegebene Intelligenz zu konzentrieren, sondern neugierig zu bleiben, immer wieder kleine Schritte nach vorne zu wagen und nicht zu vergessen: „Man wird so alt wie eine Kuh und lernt immer noch dazu!“

Eigentlich sollte dies einem intelligenten Menschen bewusst sein, weshalb es umso einfältiger wirkt, wenn jemand tatsächlich meint, sich mit der eige-

nen Leistungsfähigkeit zu brüsten, sogar andere Menschen mit weniger Intelligenz zu degradieren. Sie greifen, so wie bei jeder Art der Abgrenzung und Abwertung von anderen Menschengruppen (in Rasse, Religion etc.), auf Simplicissimus zurück, was für diese klugen Köpfe doch zu einfach gedacht ist, oder nicht?

Jetzt scheint dieses Verhalten sehr selten zu sein, da die Fähigkeit, logisch zu denken, eigentlich davor bewahrt, irrational und überheblich zu werden. Wieso ist dann Simone Weils Zitat so bedeutsam, obwohl sie sich nur auf eine winzige Minderheit bezieht? Dazu muss man mal das große Ganze betrachten: Es sind schließlich nicht nur besonders schlaue, hochbegabte Menschen, die sich für auserkoren halten. Die gesamte Menschheit hält sich für eine überlegene Spezies, aufgrund ihres intelligenteren, leistungsstärkeren Gehirns. Dieses Phänomen bezeichnet man als Speziesismus (Diskriminierung und Ausbeutung von nicht-menschlichen Tieren). Tiere werden unter grauenvollen Verhältnissen in Massenhaltung gesperrt, wir bebauen jeden letzten Quadratmeter übriggebliebener grüner Fläche und obwohl wir intelligent genug sind, uns der Probleme des Klimawandels, der Massenproduktion und Umweltverschmutzung bewusst zu sein, handeln die meisten entweder gar nicht oder kleben sich auf die Straße. Wir sind also tatsächlich wie „Sträflinge“ mit einer tollen großen Zelle, die es viel einfacher macht, Gegenstände für eine Flucht zu sammeln oder extra Nachtschicht für alle zu horten, stattdessen überfordert uns der große Raum, was wir damit kaschieren, uns über andere Insassen auf dieser Welt, die nicht dasselbe Glück hatten, lustig zu machen und zu meinen, dass uns sämtliche Privilegien im Gefängnis zustehen. Das reicht mir zumindest, um zu behaupten, dass der Mensch nicht so clever ist, wie er meint und nicht das Recht hat, andere Tierarten als minderwertig einzustufen. Wir sind die Meister des Beklagens und Bejammerns, wissen uns aber nicht zu helfen, weshalb wir in unserer Verzweiflung hirnrissige Trotzaktionen starten, die alles nur schlimmer machen. Ja sicherlich freut sich die Ozonschicht, wenn Stau und Verkehrsunfälle die Luft verpesten, weil ein paar Jugendliche der „Greta-Generation“ (Hurrelmann und Albrecht) auf den Straßen Wurzeln schlagen. Der Appell, die gegebene Intelligenz sinnvoll zu nutzen, gilt nicht nur den Hochbegabten, sondern uns allen. Wir brauchen effiziente Lösungsvorschläge und keine frustrierten Klagelieder. Es wäre sinnvoller, wenn wir Menschen

anfangen, unsere grauen Zellen anzustrengen und intelligente Taten folgen lassen. Wir brauchen keine Klugschwätzer, sondern sollten in unserem Verhalten Intelligenz widerspiegeln und beweisen, dass wir lern- und entwicklungsfähig sind. Ich möchte daran erinnern: „Dumm ist der, der Dummes tut.“ (Forrest Gump), egal wie hoch der IQ auch sein mag und wie intelligent eine Person in ihren Worten klingt. Es wird Zeit, nicht mehr neunmalklug daherzureden, sondern Konsequenzen und Taten folgen zu lassen. Es gibt wichtigere Attribute als Intelligenz. Man muss anpassungsfähig und kreativ sein, mit Weiterentwicklung umgehen können und man darf nicht voreilig oder überheblich werden.

Wir sollten mit den Erfahrungen unserer Geschichte eigentlich weise geworden sein, um dem Namen Homo „Sapiens“ (= vernünftiger, weiser, einsichtsvoller, kluger Mensch), gerecht zu werden. Stattdessen beobachten wir den Krieg zwischen Palästina und Israel, füttern sogar den Ukraine-Russland-Krieg mit Waffen. Die Menschheit wird aus ihren Fehlern nicht schlauer, weshalb es kein Wunder ist, dass wir die großen, wichtigen Probleme, wie Welthunger, Armut, Klimakrise, Überfischung, Zerstörung und Verschmutzung von Ökosystemen nicht in den Griff bekommen. Dafür müsste die Menschheit zusammenhalten, die Köpfe zusammenstecken und die Intelligenz nicht nur einsetzen, um sich anderen gegenüber überlegen zu fühlen, sondern zu einer intelligenten Einheit mit allen verbinden. Bereits in den Mythen des antiken Griechenlands ist Hybris (schädlicher Hochmut) der Untergang starker Heroen (Z.B. von Arachne, Icarus oder Achilles) gewesen, die durchaus, wie Odysseus als Schützling der Athene (Göttin der Weisheit und Strategie), für ihren Scharfsinn bekannt waren. Es ist der fatale Fehler von uns Menschen, dass wir uns zu viel auf unsere Intelligenz einbilden, uns dieser Bequemlichkeit hingegeben haben und nichtsdestotrotz immer noch versuchen, es uns mithilfe von Künstlicher Intelligenz bequemer zu machen. Statt Probleme dieser Welt zu lösen, schaden wir uns damit selbst und haben ein neues Problem geschaffen, wenn wir es nicht schaffen, uns mitzuentwickeln und in der invaliden Vorstellungen gefangen bleiben, dass gegebene Intelligenz ohne auszureifen genüge, um Fortschritte zu machen. Uns Menschen scheint gar nicht der Durst nach Freiheit zu treiben, sondern es genügt uns, eine größere Zelle, also mehr Intelligenz, als andere Arten zu haben, um diese zu dominieren.

Resümierend kann jeder, unabhängig von seiner

⁶ Gen, welches im Zusammenhang mit dem Chri-Du-Chat Syndrom als Neuronenklebstoff Einfluss auf die Intelligenz beweist: CTNND2 Gene - GeneCards | CTND2 Protein | CTND2 Antibody

⁷ u.a. Entwicklung von Neuronen: MEF2C Gene - GeneCards | MEF2C Protein | MEF2C Antibody

Intelligenz, hoffentlich nachvollziehen: Wer sich mit seiner Intelligenz aufplustert, ist eigentlich ein dummes Huhn! Eben wie man sich aufgrund seiner Herkunft, Religion oder Geschlecht nicht aufwerten sollte, sollte man sich nicht über einen angeborenen IQ definieren. Es zeugt nur davon, dass diese Intelligenz eben nur Genetik war und nicht einmal intelligent genutzt wird.

Ich möchte die Notwendigkeit eines gewissen IQs gar nicht leugnen. Es gibt genügend Syndrome, wie das Cri-Du-Chat-Syndrom , welche die Betroffenen aufgrund der beträchtlichen Intelligenzminderung sehr einschränken. Jedoch geht es mir darum, zu sagen, dass Intelligenz nun mal nicht die einzige Eigenschaft ist, auf die es im Leben ankommt, wobei ich erneut an den Film „Forrest Gump“ denken muss: „Ich bin kein kluger Mann, aber ich weiß, was Liebe ist.“ Natürlich ist es subjektiv zu betrachten, welchen Stellenwert nun Leistungsfähigkeit, Erfolg, Gefühle, Liebe und Familie haben. Da ist jedes Gehirn anders gestrickt. Dies ist noch ein weiterer Aspekt, um Simone Weils Vergleich zu verstehen, in der sie die gesamte Menschheit als Sträflinge/ Gefangene bezeichnet. Wir haben ein selektives Gehirn, welches zwischen relevanten und irrelevanten Informationen unterscheidet. Unser Hippocampus

muss angesprochen werden und durch Prägungen und Färbungen (MpR nach Hurrelmann und Bauer) werden unterschiedliche Reize bei jedem Menschen individuell wahrgenommen und weitergegeben oder sie erreichen unsere Speicherplatte nicht. Da arbeitet unser Kopf ganz nach dem Motto von Pippi Langstrumpf: „Ich mach´ mir die Welt, Widdewidde, wie sie mir gefällt!“. Wir sind in unserer eigenen kleinen, subjektiven Welt und unserer individuellen Verarbeitung dieser gefangen. Diejenigen mit einer höheren Intelligenz haben es leichter, Verknüpfungen herzustellen, was dem Gehirn hilft, mehr aufzunehmen. So kommt Simone Weil zu dem Vergleich, viel Intelligenz wäre wie eine größere Zelle. Damit sei auch gesagt, dass man besonders intelligente Personen nicht direkt als überlegene Form des Menschen sehen sollte und noch viel wichtiger: Sie sich selbst nicht als bessere Lebensform ansehen dürfen. Immer noch sind sie, so wie alle anderen, Gefangene. Den eigenen Wert, egal ob super intelligentes Wunderkind oder Mensch, der anderen Tierarten angeblich haushoch überlegen ist, aufgrund der „größeren Zelle“ zu steigern, würde nur beweisen, dass man nicht auf allen Ebenen der Intelligenz so schlau und fortgeschritten oder, im metaphorischen Sinne, frei ist, wie man glaubt.

Essay zum Thema

„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil)

Sanja Janssen
Jahrgangsstufe Q1
Städtisches Gymnasium Straelen
 Betreuende Lehrerin: Frau van Huet

Jerome Modesto, der alte Uhrmacher, ging wie jeden Abend um dieselbe Zeit am Rande seiner mit der Zeit doch stark gewachsenen italienischen Heimatstadt spazieren. Er wunderte sich, wie viele Menschen mit ganz unterschiedlichen Leben an diesem Ort aneinander vorbeiliefen, ohne sich füreinander zu interessieren. Diese Anonymität hatte es früher, als die Stadt noch kleiner war, nicht gegeben, da kannten sich noch alle und waren irgendwie zufriedener als die heutige gestresste Gesellschaft. Vielleicht nicht zufriedener, aber doch ohne weniger Träume, die sie eh nicht erreicht hätten. Es ergab sich, dass er sich wie fast jeden Abend auf seine Bank setzte. Die meisten Menschen, die an ihm vorbeihetzten, hätten sich niemals auf diese Bank gesetzt. Sie wollten alle höhere Ziele erreichen und taten diese einfache Freude als unnötige Zeitverschwendung ab. So saß Modesto in der Sonne und dachte an nichts. Er hatte sich sein eigenes kleines Leben geschaffen, das er ohne Hektik lebte. Er schätzte die einfachen Sachen des Lebens und hatte sich durch diesen Lebensstil unbeabsichtigt von der sich rasant veränderten Gesellschaft zurückgezogen.

Nach einiger Zeit bemerkte Modesto ihn das erste Mal. Den jungen Mann, er mochte Ende zwanzig oder Anfang dreißig sein. Sein Anzug, obgleich er maßgeschneidert war, warf an dessen geöffnetem Hemdkragen seltsame Falten. Dieser Anzug war wohl nicht häufig auf diese im Vergleich zum restlichen Aussehen des Fremden viel zu lockere Weise geöffnet. Sein Gang hob sich von den anderen herum eilenden Passanten ab, er bewegte sich ruhiger als die anderen. Modesto beobachtete ihn aus seinem kleinen sonnigen Fleck und hätte ihn fast wieder vergessen, wenn sich sein Gesichtsausdruck nicht wie eine Gravur in sein Gedächtnis gebrannt hätte. Auf dem Gesicht des Mannes lag im Gegensatz zu den anderen vor Hektik und Stress verzerrten Gesichtern ein selbstbewusster, fast überheb-

licher Ausdruck. Dieser Mensch brachte Modesto zum Nachdenken. Er erinnerte ihn an sich selber in demselben Alter und trotzdem unterschied er sich grundsätzlich von Modestos jüngerer Version, denn Modesto war zwar zufrieden, aber niemals überheblich gewesen. Vielleicht war das auch so, weil Modesto niemals mehr zu hoffen gewagt hatte, als realistisch im Stande war, einzutreten. Er hatte also nie das nagende Gefühl enttäuschter Träume erleben müssen, aber einen Erfolg hatte er nie gefeiert. Mittlerweile fragte sich Modesto, ob er nicht mehr hätte wagen sollen, um nun nicht das Nichtstun bereuen zu müssen. Aber für diese Überlegungen war es nun zu spät, denn Modesto hatte sich eine Routine geschaffen, mit der er glücklich war. Er hatte zwar nie etwas riskiert, dafür aber auch nie etwas verloren. Dieser junge Mann, den Modesto nun beobachte, fixierte Modesto, nein, er fixierte den leeren Platz neben Modesto auf seiner Bank. Er steuerte zielgerichtet auf ihn zu und als Modesto dies bemerkte, kam ihm dieser Umstand wunderbar vor. Für gewöhnlich ignorierten die Horden gestresster Menschen seinen ruhigen Fleck oder taten zumindest so, um sich nicht so nah neben ihn setzen zu müssen, vielleicht aus Misstrauen, dass er ihnen oder ihren Habseligkeiten etwas antun könnte, das sie generell jedem Menschen entgegenbrachten, der ihnen unbekannt war. Aber dieser Mann, der nun im Begriff war, sich zu Modesto zu setzen, erweckte nicht den Anschein, als würde er Modesto zutrauen, etwas Böses im Schilde zu führen. Dazu würde er wahrscheinlich gar nicht mehr kommen, denn er ignorierte Modesto so gekonnt, wie die anderen Menschen, er achtete nur auf seine Sitzmöglichkeit. Und als sich der Fremde neben Modesto auf die Bank setzte, tat er dies mit einer Selbstsicherheit und Furchtlosigkeit, als ob Modesto gar nicht da wäre oder mit ihm schon lange befreundet wäre. Letzteres dürfte es aber nicht gewesen sein, denn Modestos Sitznachbar ließ sich nicht einmal zu einem einfachen Gruß herab. Nicht

Quellen und Vertiefung:

10% Mythos: Wie viel Prozent des Gehirns nutzen wir? - Gedankenwelt
 Definition Intelligenz: Lernen: Intelligenz - Lernen - Gesellschaft - Planet Wissen (planet-wissen.de)
 Intelligenztheorien: Intelligenztheorien: Definition, Arten, Überblick | StudySmarter
 Zusammenspiel IQ und EQ: EQ vs. IQ: Ein Vergleich der Intelligenzformen • Das Wissen (das-wissen.de)
 Geschwindigkeit bei hoher Intelligenz: Hirnforschung: Intelligente Gehirne "ticken" oft langsamer | MDR.DE
 Stephen Hawking Zitate: Stephen Hawking: 7 Zitate, die ewig leben. (handelsblatt.com)
 Übersetzung „Sapiens“: sapiens - Latein-Deutsch Übersetzung | PONS
 Hybris: How the Mighty Fall: The Hubris of 6 Greek Heroes (thecollector.com)

eines Blickes würdigte er den alten Mann neben ihm. Trotzdem wirkte er weiterhin zufrieden. Es war keine Art der Zufriedenheit, die sich durch Überschwang oder übergrieffige Freundlichkeit äußerte, es war schlicht eine Zufriedenheit, die sich äußerlich nur mit großem Interpretationsspielraum in dem etwas geöffnetem Hemd widerspiegelte, aber sehr viel stärker in einem deutlichen Gefühl der Selbstsicherheit mit Hang zur Selbstüberschätzung, die von dem fremden Mann ausstrahlte. Die von ihm ausgehende, vielleicht beabsichtigte, vielleicht unbeabsichtigte Arroganz, so dachte Modesto, könnte man ihm nicht verdenken, wie hätte er es in dieser Stadt auch anders lernen können? Manchmal wirkte es auf ihn so, als würden die Menschen einander dafür hassen in derselben Stadt, in derselben Welt leben zu müssen. Woher sollte sein Nachbar also wissen, dass Modesto diese neue Ignoranz unter den Menschen nicht unterstützen wollte?

Es vergingen ein paar Minuten, in denen sich die Geräuschkulisse der Stadt nicht veränderte, sich aber eine merkwürdige Stille zwischen Modesto und dem Mann ausbreitete, die sich Modesto in den Ohren kräuselte. Den Mann neben ihm schien diese Stille nicht im Ansatz zu beunruhigen, Modesto im Gegensatz dazu stark, denn der Fremde erregte seine Aufmerksamkeit überdurchschnittlich. Modesto, der täglich die Menschen bei ihrem alltäglichen Treiben beobachtete, hatte selten einen Menschen gesehen, von dem so eine außerordentliche Andersartigkeit ausging, wie von seinem Nachbarn. Und so überkam Modesto ein Anflug von Neugier. Ihn interessierte, warum ihm sein Nachbar so stark aufgefallen war. So riskierte Modesto einen weiteren Blick auf den Mann neben ihm, der nicht wie üblich Zuflucht vor der Interaktion mit anderen Menschen in seinem Handy suchte, sondern wie Modesto selbst einfach dasaß und die Sonne genoss. Ab und an sah er sich die Menschen ähnlich wie Modesto an, aber nicht mit derselben analytischen und bewundernden teils auch bemitleidenden Weise wie Modesto, sondern in einer allwissenden Weise, als könne er von seinem Platz auf der Bank mit einem Blick auf die Menschen deren Seelen lesen, als kenne er jeden Menschen und jeden Gefühlszustand und er blickte auf sie herab, als würde er einen Film gucken und sich über dessen Akteure lustig machen. Aber die Menschen, die da vor ihm liefen, waren nicht in einem Film und sie waren auch keine Akteure, sondern wirkliche Menschen und die abschätzigen Züge, die im Blick des Mannes zu finden waren, wurden von nieman-

dem registriert und trotzdem waren sie deutlich. Plötzlich warf der Fremde seinen Kopf etwas zurück und fing an, leise zu lachen. Es war eher ein Hüsteln, das seine Belustigung, obgleich sie nicht für jedermann ersichtlich war, hervorhob.

Modesto, der, seitdem der Mann sich neben ihn auf die Bank gesetzt hatte, diskret Mund und Abstand gehalten hatte, witterte seine Chance. „Guten Abend, bitte entschuldigen Sie, aber dürfte ich fragen, warum sie lachen?“, fragte Modesto den Fremden. Dieser hörte auf zu lachen und sah Modesto das erste Mal an diesem Tagforsch an. Er schien ihn davor wirklich nicht bemerkt zu haben und so inspierte er Modesto eine Weile argwöhnisch. Modesto war es, als würde der Mann überlegen, ob er ihm antworten solle, oder ihn einfach weiter ignorieren solle, da der Fremde ihn einer Antwort nicht würdig hielt. Der Fremde antwortete mit einer deutlichen, aber etwas überheblichen Stimme, in der sich seine Erscheinung widerspiegelte: „Hallo, Sie müssen sich nicht entschuldigen. Mein Name ist Vito Vanitoso. Ich habe nur gelacht, weil mir diese Menschen so absurd vorkommen, wie sie hier alle in ihren eigenen Welten herumirren.“ Modesto war erschrocken über Vanitosos Belustigung über ein Thema, das ihn bestürzte, antwortete aber höflich: „Oh, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt, ich bin Jerome Modesto. Sie belustigt diese neuartige Art, miteinander umzugehen? Mich macht sie eher traurig. Ich vermisse dieses Herzliche.“

Vanitoso wusste selber nicht, warum er mit diesem Fremden sprach, normalerweise hielt er nichts auf jemanden außer sich selbst und sprach daher auch nicht mit fremden Menschen. Sie würden ihn nicht verstehen. Außerdem konnte er sich nicht vorstellen, dass er auch nur irgendetwas mit den herumirrenden Massen gemeinsam haben sollte. Er wusste es einfach besser als alle anderen, soviel stand fest. Trotz seiner allgemeinen Abneigung gegen Menschen antwortete er Modesto, der ihn irgendwie interessierte: „Das Herzliche vermissen sie? Und darum sehen Sie sich diese Leute an?“ „Ja, ich sehe sie mir an, manchmal entdecke ich einige, die mich interessieren, so wie Sie.“ Vanitoso war skeptisch. Warum sollte sich dieser merkwürdige alte Mann für ihn interessieren? Vielleicht sollte er schnell wieder aufstehen. Diese ungewohnte verbale Nähe war Vanitoso nicht geheuer. Außerdem, was sollte er mit diesem Mann anfangen? So erwiderte er knapp: „Sie werden sicherlich noch mehr interessante Men-

schen finden. Ich werde jetzt gehen. Einen schönen Abend noch.“ Vanitoso war schon aufgestanden, als Modesto ihn anhielt und entgegen seiner sonst so uneingeschränkten Freundlichkeit fragte: „Warum wollen Sie sich nicht mit mir unterhalten? Bleiben Sie doch noch etwas.“ Vanitoso fühlte sich von Modesto in seiner Freiheit eingeschränkt. „Warum sollte ich mit Ihnen reden? Was bringt mir das Gespräch mit einem Fremden über das triste Leben anderer Leute?“ Modesto war von Vanitosos wenn auch nicht besonders höflichen, aber ehrlichen Antwort beeindruckt. Genau so offen stellte er Vanitoso eine Gegenfrage: „Zählen Sie sich nicht selber zu den anderen Leuten? Sind Sie und ich nicht genauso in diesem Leben gefangen?“ Da lachte Vanitoso wieder, setzte sich auf die Bank und entgegnete Modesto mit einer vor Abgehobenheit tropfenden Stimme: „Sie vielleicht, ich jedenfalls kann von mir behaupten, mich von der Masse und somit von dem alltäglichen Leben abgehoben zu haben.“.

„Und wie kommen Sie darauf?“, fragte Modesto. Er war über die Denkweise Vanitosos erschrocken. So etwas hatte Modesto nicht einmal im Traum gedacht. Vanitoso bemerkte Modestos Erschrockenheit, aber für ihn war Modestos Unverständnis gegenüber seiner Haltung der Beweis, dass niemand außer ihm selbst im Stande war, nachzuvollziehen, was er dachte. Dass Modesto zwar erschrocken war, jedoch niemals voreilig über Personen geurteilt hätte, bezog Vanitoso nicht mit ein. Er antwortete: „Hören Sie, ich habe mir ein Leben geschaffen, in dem ich alles habe. Eine Wohnung, in der ich mich sehr wohl fühle, ich bin in meinem Beruf einer der Besten und werde aufgrund dessen anständig bezahlt, außerdem bin ich vollständig gesund und gehe meinen Hobbys nach. Alles, was ich habe, habe ich mir selber zu verdanken. Ich bin der einzige Mensch, dem ich jemals vertrauen konnte. Ich hebe mich also von der Masse ab, weil ich mir alles selber aufgebaut habe und niemanden brauche. Das ist selten.“

Diese Aussage brachte Modesto zum Nachdenken. Sollte Vanitoso Recht behalten? Hatte er sich alles selber zu verdanken, da er im Stande war solch ein Leben aufzubauen? Oder spielte der Zufall, der über Ort und Zeit der Geburt entscheidet, nicht auch eine entscheidende Rolle? Und warum war Vanitoso der Meinung, er bräuchte niemanden außer sich selbst? Konnte man denn nicht auch Menschen im Leben zulassen, die man nicht brauchte, die aber das Leben lebenswerter machten, etwa gute Freunde? Mo-

desto warf ein: „Das ist natürlich eine bemerkenswerte Leistung, die von großer Willensstärke und Intelligenz zeugt, aber wie können Sie sich sicher sein, der maßgebliche Grund dafür zu sein, dass ihr Leben so verlaufen ist, wie es eben ist?“ Stellen Sie sich vor, Sie wären beispielsweise zu Zeiten des alten Ägypten geboren. Ihr Leben wäre ganz anders verlaufen und Sie wären möglicherweise beim Bau der Pyramiden gestorben. Auch wenn Sie damals den gleichen Intellekt und Charakter wie heute hätten, wären Sie in einer ganz anderen Position. Da spielt der Zufall doch eine entscheidende Rolle, oder nicht?“ „Ja da haben Sie bestimmt Recht“, erwiderte Vanitoso, „trotzdem bin ich in diese Zeit geboren und habe mir hier alles selbständig erarbeitet, vielleicht hatte ich Glück, nicht in einen Krieg herein geboren zu werden, aber da hatten Sie offenbar auch großes Glück.“

„Sie denken also, Sie haben ihre Intelligenz sich selbst zu verdanken? Ist Intelligenz nicht vielmehr ebenfalls Glückssache? Sie können auch nicht über ihre Haarfarbe entscheiden. Sie haben ihren subjektiven Erfolg in Teilen auch ihrer Intelligenz zu verdanken, wie können stolz auf etwas sein, was ihnen gewissermaßen per Zufall in den Schoß gefallen ist?“ Modesto hatte Vanitoso anfangs noch verstehen können, je mehr er aber über dessen Haltung nachdachte, desto skeptischer wurde er und desto mehr begann er auch sein eigenes Leben zu überdenken. Was hatte er wirklich verdient und was war ihm zugefallen?

Vanitoso entgegnete: „Wenn Sie so wollen, darf kein Mensch je mehr auf etwas stolz sein, aber wenn nicht der Mensch auf sein Werk mehr stolz sein kann, wer hat das Recht dazu?“ „Das meine ich nicht,“ korrigierte ihn Modesto, „Ich möchte Sie nur zum Maßhalten animieren. Natürlich sollen Sie ihren Stolz haben dürfen, ich möchte nur ihr Bewusstsein für den Umstand schärfen, dass Sie Glück hatten, als der Mensch mit den Eigenschaften und Möglichkeiten geboren zu werden, die Sie heute so an sich schätzen. Dass Sie sich nichts auf etwas einbilden, für das Sie nichts können. Denn zu sagen, Menschen, die nicht die gleichen Eigenschaften besitzen wie Sie, würden Sie ohnehin nicht verstehen, ist sehr diskriminierend. Bringen Sie ihnen doch Freundlichkeit entgegen, vielleicht verstehen die Menschen Sie doch.“

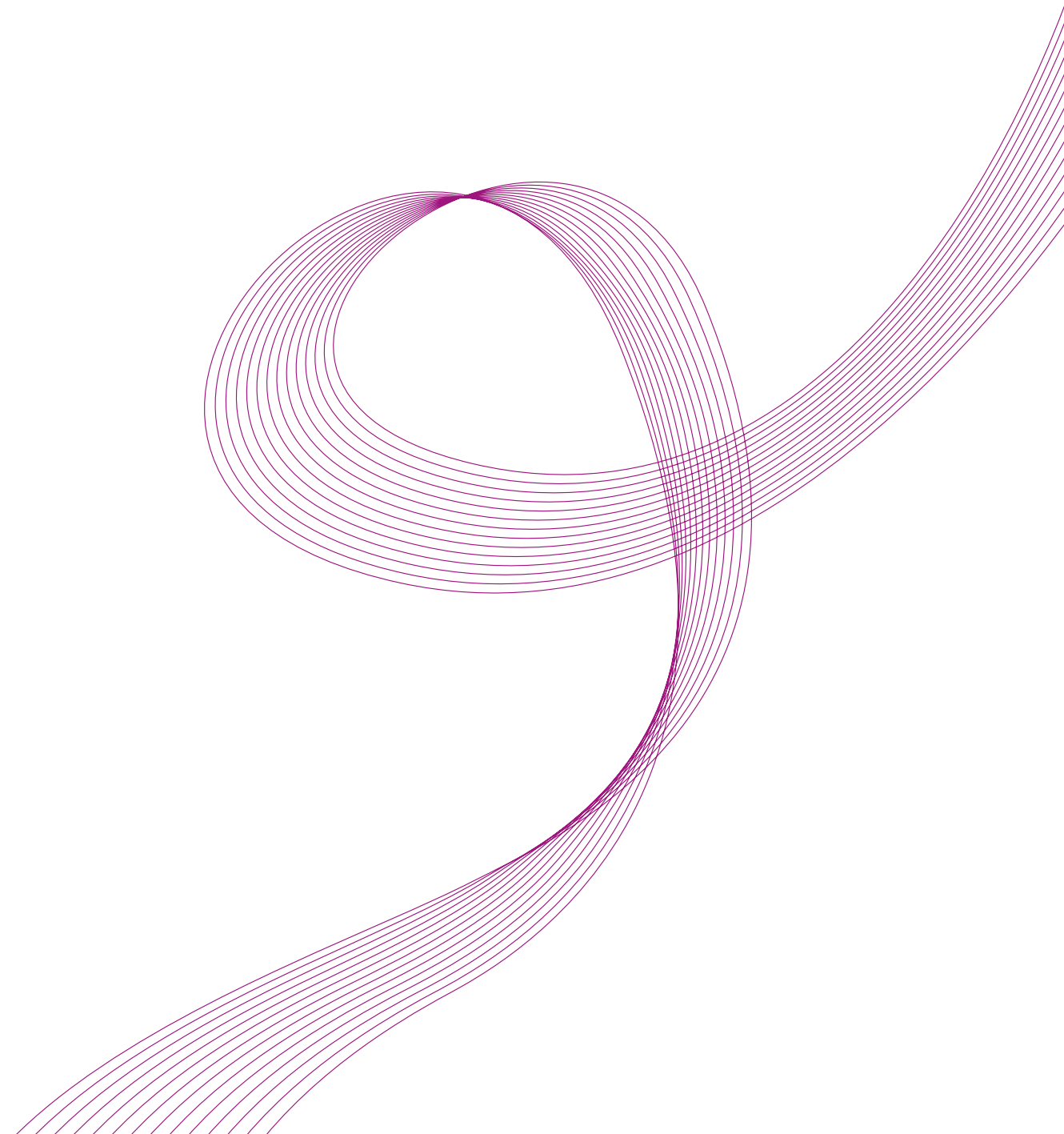
„Aber sie nützen mir zu nichts“, sprach Vanitoso mit

größter Verwunderung. Wozu brauchte er denn diese Menschen? Besaß er denn vielleicht doch nicht alles?

„Vielleicht muss nicht jeder Mensch immer zu etwas nützen. Vielleicht-“ „Nein. Natürlich muss jeder Mensch einen Nutzen haben und den muss er selber suchen und selber perfektionieren. Das hat nichts mit Glück bei der Talentvergabe zu tun!“, unterbrach Vanitoso Modesto. „Ich denke, Menschen können, auch ohne einem zu nützen, durchaus sehr guttun. Waren Sie noch nie in einer Freundschaft?“, entgegnete Modesto. Vanitoso schüttelte den Kopf. „Versuchen Sie es. Machen Sie es besser als ich. Ich habe mein Leben lang gewartet, um nichts zu riskieren und nun bereue ich mein Nichtstun. Auch wenn Sie sich verbrennen, wissen Sie wenigstens danach, wie es sich anfühlt.“, sprach Modesto weiter. „Also nützen diese Menschen doch zu etwas. Zu meiner Weiterbildung.“ Vanitoso war verwirrt. Hätte er sich

nicht auf ein Gespräch mit diesem alten Mann eingelassen, müsste er diese schwerfälligen Gedanken nicht denken, könnte in seiner kleinen Welt weiterdenken, aber Modesto hatte den Zaun zerstört und seine Gedanken rannten wie scheue Pferde raus in unbekannte Gebiete.

„So gesehen ja, aber versuchen Sie, sich nicht als etwas Besseres zu betrachten wegen Talenten, für die sie nichts können. Gehen Sie auf die Menschen zu, befreien Sie sie aus dieser schrecklichen Anonymität. Denn sonst sind Sie und die Menschen Sträflinge, die mit ihrer per Zufall erhaltenen Intelligenz prahlen, wie mit ihrer Zelle, nur dass diese Zellen nicht aus Eisen bestehen, sondern aus selbst aufgelegten Gedanken der Arroganz und Überheblichkeit.“, beendete Modesto das Gespräch. Vanitoso war offensichtlich aus der Fassung gebracht worden. Trotzdem stand Modesto auf und setzte seinen Spaziergang fort.



Zitate aus den Essays 2024 zum Thema

Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts

„Ich möchte Ihnen von etwas erzählen. Von einer Zeit, die ich selbst nicht erlebt habe. [...] Von einer Zeit, in der man den Moment noch richtig lebte und nicht den Drang hatte, alles auf Social Media zu teilen – nur um zu zeigen, dass das eigene Leben das tollste, sehenswerteste, unglaublichste und interessanteste überhaupt ist. Von einer Zeit voller zauberhafter Momente, die man selbst genoss und als Erinnerung im Kopf speicherte und nicht als Beitrag auf Instagram.“

Katja Demmer, Gymnasium Johanneum Ostbevern

„Solange Menschen noch kritische Fragen stellen und nicht den einfachen Antworten der Propaganda zum Opfer fallen, wird der politische Diskurs leben. Solange Menschen sich noch engagieren und für unser demokratisches System eintreten, wird dem Einfluss derer, die es zerstören wollen, Einhalt geboten. Solange es noch Menschen gibt, die sich nicht in sinnlosen Kulturkämpfen verausgaben, sich nicht blenden lassen und das Problem an der Wurzel packen wollen [...], solange gibt es noch Hoffnung. Das 21. Jahrhundert hat seinen Zauber verloren, doch wir können ihn wieder zurückholen.“

David Klein-Hitpaß, St.-Leonhard-Gymnasium Aachen

„Hier in dieser privilegierten Gesellschaft hat man die Chance, selber zu entscheiden, wie viel Zauber man in sein Leben lässt. [...] Mach, was dich erfüllt und glücklich macht. Wenn man sich also als Ziel setzt, sich selber mehr zu reflektieren, an sich zu arbeiten und sein eigenes Leben mehr zu romantisieren, dann kann Entzauberung gebrochen werden.“

Greta Schwartz, Hardtberg-Gymnasium Bonn

„In meinen Augen haben wir Menschen vergessen, dass wir die Erde als ein Geschenk und nicht nur als einen Nutzen betrachten sollten. Wir beuten sie, ihre Natur und ihre Ressourcen immer weiter aus, bis uns nichts mehr übrigbleibt. Auch hierbei spielt die Gier des Menschen [...] eine große Rolle. [...] Uns Menschen hat [...] die Realität wieder eingeholt, uns wurde der Zauber genommen. Der Zauber, alles wäre gut und unser Leben ohne Konsequenzen.“

Paula Amalia Rosa Wendland, Konrad-Heresbach-Gymnasium Mettmann

Zitate aus den Essays 2024 zum Thema

„Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)

„Man selbst sollte sich also [...] fragen, wann man sich das letzte Mal wirklich was getraut hat und nicht nur in seiner immer wiederkehrenden Routine geblieben ist. Unser Leben ist begrenzt und sollte vollkommen ausgeschöpft werden, also: fangt an, zu erleben!“

Nina Block, Georg-Büchner-Gymnasium Kaarst

„Wir leben in einer schnelllebigen Welt, in der Multitasking oft als Tugend betrachtet wird. In unserer Welt sind Ablenkungen jeglicher Art allgegenwärtig, viele Menschen neigen daher zu rein physischer Anwesenheit, ohne real anwesend zu sein. Sie nehmen an Veranstaltungen teil, interagieren mit Menschen oder reisen an unbekannte Orte. Ihre Gedanken sind aber immer anderswo. Ihre Aufmerksamkeit ist fragmentiert und sie verpassen die wahre Substanz und den tieferen Sinn des Moments.“

Henning M. Düllo, Gymnasium Harsewinkel

„Doch woher kommt dieser Drang [nach Erlebnissen] – und ist „Dabeisein“ vielleicht sogar schlechter, als es nicht zu sein? Wie unterscheidet man „Dabeisein“ und „Erleben“? „Erlebe“ ich womöglich in meinem eigenen Alltag viel weniger, als ich mir einzureden scheine?“

Felicitas Schachtrup, Gymnasium Theodorianum Paderborn

„Im realen Leben sind Menschen nicht mehr in der Lage, ihre Erfahrungen einzuordnen und so geraten sie schnell in den Zustand, in dem keine Kategorisierung mehr möglich ist. Das gegenwärtige Erleben einer Situation sowie eine authentische Existenz werden zu einem unbekannten, unmöglich zu erreichenden, Zustand. Die Achtsamkeit für reale Erlebnisse geht dabei verloren.“

Laura Wilop, Grashof Gymnasium Essen

Zitate aus den Essays 2024 zum Thema

**„Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“
(Simone Weil)**

„Nach intensiver Auseinandersetzung mit der Problemfrage sticht besonders die Mahnung hervor, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, welche uns daran erinnert, dass wahre Intelligenz nicht darin besteht, andere zu dominieren oder sich überlegen zu fühlen, sondern vielmehr darin, offen für neue Ideen zu sein und bereit zu sein, von anderen zu lernen. Es geht darum, bescheiden zu bleiben und die Vielfalt der menschlichen Erfahrung anzuerkennen, anstatt sich in einer engstirnigen und überheblichen Haltung einzusperren.“

Lasse Lehmann, Sankt Leonhard Gymnasium Aachen

„Die Zelle des Intellekts bietet ihm [dem Prahler] zwar die Möglichkeit, die Welt zu analysieren, zu verstehen und zu kategorisieren, doch gleichzeitig schränkt sie seinen Blick ein. Er sieht nur, was er mit seinem Intellekt erfassen kann und bleibt blind für die Dimensionen des Lebens, die sich seinem rationalen Denken entziehen.“

Milian Åke Wojtek Mårtensson, Freiherr-vom-Stein-Gymnasium Münster

„Gerade in unserer heutigen Zeit, in der unsere gesamte Gesellschaft auf Leistung getrimmt ist, gilt es innezuhalten, zuzuhören und Empathie zu zeigen. Verurteilen wir nicht allzu schnell. Auch wir sind nicht perfekt. Lasst uns nicht hochmütig werden. Arroganz ist wie ein Gift, welches sich durch die Gesellschaft frisst und sie langsam von innen heraus zerstört.“

Hanan Moudden, Erftgymnasium Bergheim

„Ein Mensch, der also mit seiner Intelligenz prahlt, scheint die essenziellste Eigenschaft einer intelligenten Person im Allgemeinen nicht verstanden zu haben. Wichtige Gesichtspunkte für [...] Intelligenz sind nämlich die Wissbegierde und die damit einhergehende Fertigkeit, mit der Unwissenheit förderlich umzugehen. Intelligente Menschen suchen also aktiv nach dem, was ihnen noch unbekannt ist, statt sich auf dem auszuruhen, was sie bereits kennen.“

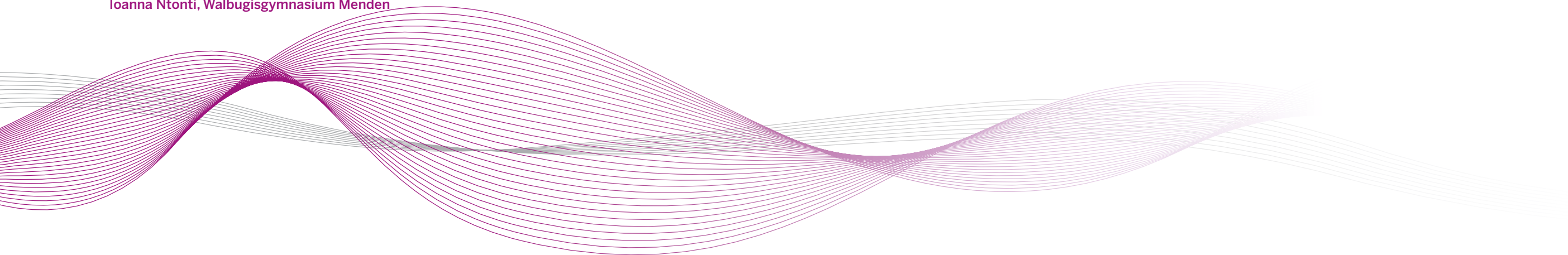
Ioanna Ntonti, Walbugisgymnasium Menden

Vorausschau auf das Literaturseminar 2024 in Marbach am Neckar (28. bis 31. Oktober 2024)

Die zehn Gewinnerinnen und Gewinner des diesjährigen Landeswettbewerbs „Deutsch Essay“ werden im Anschluss an die Herbstferien (28.-31.10.2024) an einer Exkursion zum Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar mit einem vielfältigen Programm teilnehmen.

Im Rahmen dieser mehrtägigen Fahrt haben die Preisträgerinnen und Preisträger unter anderem die Gelegenheit, die Arbeit im Archiv kennenzulernen – ebenso wie den Gedächtnisort Marbach rund um das Schiller-Museum. Geplant ist weiterhin ein Besuch der aktuellen Ausstellung im Literaturmuseum der Moderne zu „Kafkas Echo“. Darüber hinaus nimmt die Gruppe an einer mehrteiligen Schreibwerkstatt unter Leitung des Schriftstellers Christian Filips teil. In diesem Autorenseminar werden Techniken des essayistischen oder literarischen Schreibens ausprobiert und vertieft.

Im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung am Dienstag, den 29. Oktober, werden die Siegerurkunden und Sonderpreise in Anwesenheit einiger Vertreter der Berkenkamp Stiftung überreicht. Gefördert wird die gesamte Exkursion aus den Mitteln der Berkenkamp Stiftung Essen.



Zwei Rückblicke auf das Schreibseminar 2023 in Weimar

„Von allen Welten, die der Mensch erschaffen hat, ist die der Bücher die gewaltigste“ — Heinrich Heine
Einfach umwerfend, das sind wohl die Worte, die einem als Erstes einfallen, wenn man den, mit elegantem Eingangstor versehenen und mit Bäumen gesäumten Weg zum Goethe-Schiller-Archiv hinaufschreitet. Das vom Petit Trianon inspirierte und am 28. Juni 1896 eingeweihte Archiv lud zum Staunen ein. Neben der zauberhaften, strahlend weißen Inneneinrichtung, die von der im zweiten Stockwerk liegenden Balustrade besonders schön zur Geltung kam, war vor allem der Umfang an gesammelten Werken deutscher Literaturkoryphäen ein wahrlich einmaliger Anblick. Von Büchner über Herder bis hin zu Nietzsche war hier wirklich alles vertreten. Sowohl das gemeinsame Betrachten einiger bekannter Schriftstücke als auch die Führung durch das Archiv und die Magazinräume waren eine wirkliche Wohltat nach der langen Anreise. Schließlich verließen wir das Archiv und stellten uns auf den davorliegenden kleinen Platz. Zu unseren Füßen die rauschende Ilm, über unseren Köpfen die orange-golden anmutende Abendsonne, die begann, ihr Licht zu dimmen. Im Rücken das Zischen des Windes und vor uns drei weitere wundervolle Tage.

Nach einem leckeren indischen Abendessen und ein wenig Schlaf brach der Dienstag an, der uns in die Schlosskapelle des Weimarer Stadtschlusses und zurück in das Goethe-Schiller-Archiv führen sollte. Zunächst ging es also in die Schlosskapelle, in der einst sogar Bach spielte. Sie war mit allerhand Goldprunkvoll verziert und besonders die Wandmalerei in der Dachkuppel und die goldenen Schriftzüge entlang der Ränder der Kuppel, waren ein echter Blickfang. Auch die Beleuchtung und die vielen Säulen der byzantinischen Kapelle trugen zu dem äußerst atmosphärischen Gesamtbild bei. Die Ka-

pelle war, nachdem es 60 Jahre bis zur Restauration gebraucht hatte, erst seit kurzem wieder zu besichtigen und so war es in besonderem Maße erfreulich und außergewöhnlich, dass wir den Innenraum besichtigen konnten. Nach der Führung schritten wir sodann gemeinsam durch die atemberaubende Innenstadt, versehen mit einer Vielzahl eindrucksvoller Statuen, selbstverständlich von Goethe und Schiller oder auch Herder und Carl-August. Während wir uns die faszinierende klassizistische Bausubstanz ansahen und über den Platz der Demokratie liefen, gab es reichlich zu bewundern.

Wieder am Archiv angelangt begann nun einer der wohl aufregendsten Programmpunkte: Das Schreibseminar mit der Lyrikerin und Rezitatorin Nora Gomringer. Wir waren zunächst alle etwas nervös, doch Nora Gomringers freundliche Art und das kunstvolle Vorstellen einiger ihrer Stücke lockerten die Stimmung enorm. Mit Begeisterung folgten ihr unsere Blicke, während sie das Heulen eines Wolfes imitierte oder zur Untermalung eines Gedichtes in Zeitlupe sprach — es war ein einmaliges Spektakel. Allerdings waren auch wir selbst viel gefordert, so erstellten wir ein Ursprungsalphabet, indem wir versuchten, lyrisch ein paar Facetten unserer Persönlichkeit darzustellen. Außerdem befassten wir uns mit vielerlei lyrischen Inhalten, von konkreter Poesie bis hin zu Liebeslyrik, bei der wir selbst tätig wurden und letztendlich sehr berührende Texte kreierten. Die Zeit verging dabei wie im Flug und ehe wir uns versahen, war es bereits Abend — die Preisverleihung stand bevor.

Bereits vor dem Schreibseminar hatten wir mit Unterstützung von Herrn Dr. Derpmann, einem unserer Betreuer neben Herrn Gels und Frau Derpmann, jeweils ein Fragment unseres Essays herausgesucht und zu sprechen geübt. Nun galt es, dieses vorzutra-

gen. Ein letztes Mal durchatmen und schon begann die Preisverleihung. Nachdem wir alle unsere Ausschnitte vorgetragen hatten und unsere Werke mit einer Urkunde honoriert wurden, gab es noch ein Gruppenfoto. Ein feierliches Abendessen im italienischen Restaurant rundete den Abend hervorragend ab.

Der Mittwoch brach an und wir realisierten, dass heute bereits der letzte Tag voller Programm sein würde, doch deshalb wollten wir ihn umso mehr genießen. Zuerst ging es für uns in die Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek, die als Bibliothek für Literatur- und Kulturgeschichte mit besonderem Schwerpunkt auf der deutschen Literatur diente. In dieser hatten wir die einmalige Gelegenheit, einen Einblick in originale historische Bücher zu bekommen. So sahen wir uns beispielsweise Schriften und Zeichnungen Humboldts an, die er auf seinen Reisen angefertigt hatte. Ergänzend wurden wir vom Restaurator der Werke mit unheimlich spannenden Zusatzinformationen versorgt, etwa über die Wertigkeit der Bücher in der damaligen Zeit oder auch über Humboldts Forschungsmethodik auf seinen Reisen. Anschließend liefen wir erneut durch die schöne Innenstadt und begaben uns schließlich zum Museum Neues Weimar, wo wir im Zuge eines Workshops selbst ein Buch binden und mit Gold gravieren konnten. Die Endergebnisse waren für unsere ersten Versuche wirklich ziemlich gut gelungen. Zudem hatten wir die Chance, die gegenwärtige Ausstellung zu besichtigen, in der es unter anderem um das Leben und Wirken Nietzsches ging. Sie war sehr eindrucksvoll und aufwendig gestaltet und die zentralen Aspekte seiner Person waren hier schön aufbereitet. Nach einer gemeinsamen Stärkung in der Mittagspause ging es zurück zur Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek, dort wartete eine Führung durch das Herz der Bibliothek, das Studienzentrum sowie die Begehung des Rokoko-Saals auf uns. Die Führung war wirklich informativ, Gesprächsthemen waren zum Beispiel der Brand der Bibliothek und das Umdenken in Sachen Lagerung. In besonde-

rem Maße beeindruckend war hierbei, dass man die Fläche unter dem Platz der Demokratie, für die Magazine und die Lagerung weiterer Bücher, vollständig ausgehöhlt hatte, sodass man gleichzeitig einen unterirdischen Durchgang vom modernen Glasbau, den das Studienzentrum darstellte, hin zur älteren Herzogin-Anna-Amalia Bibliothek geschaffen hatte. Nachdem wir durch den Tunnel vom Studienzentrum zurück in die Bibliothek gegangen waren, war der Rokoko-Saal an der Reihe. Als die mächtigen Holztüren aufschwangen, bot sich ein Anblick, den man in solch einer Schönheit noch nie gesehen hatte und wohl nie mehr vergessen würde. Der strahlend weiße Innenraum, gepaart mit leichten Goldakzenten und allerhand Büsten bekannter Schriftsteller, selbstverständlich Goethe und Schiller, schuf eine unvergleichbare, sagenhafte, königliche Atmosphäre. Die Geschichten rund um den Saal waren faszinierend, wir alle mussten lachen, als wir die etwas versteckter stehende Büste von Goethe sahen, die völlig überdimensioniert war und dieses idealisierte Abbild mit tatsächlichen historischen Bildern Goethes verglichen. Sie war aufgrund seines letzten Geburtstags geschaffen worden, um ihn als „Olympier“ zu verewigen.

Ein paar letzte Erinnerungsfotos gemacht und dann auf in Richtung des noblen Restaurants „Erbenhof“. Auf das vorzügliche Essen folgte dann ein gemütliches Beisammensitzen im Aufenthaltsraum unseres Hostels, in dem wir über Gott und die Welt redeten und entspannt den Abend ausklingen ließen. Es war Donnerstag. Die langwierige Abreise stand bevor und wir alle packten leicht übermüdet unsere Sachen. Wir waren melancholisch gestimmt, als sich unsere Wege nach und nach trennten und wir uns, jeder für sich, nach Hause begaben und es Abschied nehmen hieß. Doch das sollte nicht dauerhaft sein, denn während dieses unglaublich bereichernde und von Herzen schöne Literaturseminar offiziell ein Ende fand, hatte die gemeinsame Zeit als Literaturgruppe gerade erst begonnen.

Lennart Litty, Neues Gymnasium Bochum

Zwei Rückblicke auf das Schreibseminar 2023 in Weimar

Wir, die 10 Preisträger*innen des Deutsch Essay Wettbewerbs 2023, hatten die große Ehre, ein fünf-tägiges Literaturseminar in Weimar zu besuchen, wo uns ein breitgefächertes und sehr interessantes Programm erwartete.

Die Anreise fand am Montag, den 16.10.2023, mit der Bahn statt, was (Achtung Sarkasmus!) überraschenderweise nicht problemlos klappte. Aufgrund diverser Zugausfälle oder Verspätungen trafen wir so leider nicht alle gleichzeitig in Weimar ein, da eine Teilnehmerin früher ankam und eine andere mit großer Verspätung.

Trotzdem begann in Weimar, nachdem die bereits Angekommenen ihre Zimmer im Labyrinth Hostel bezogen hatten, zügig das Programm mit einer Führung durch das Goethe-und-Schiller Archiv, was im Verlauf der Woche ein bisschen zu unserem Weimarer Hauptquartier werden sollte. Nachdem anschließend noch die letzte Nachzüglerin eintreffen konnte, wurde der Abend mit einem gemeinsamen Besuch in einem indischen Restaurant beendet, wo wir in einem stilvollen und gemütlichen Ambiente das erste Mal die Möglichkeit hatten, uns ein wenig besser kennenzulernen. Erschöpft von der langen Anreise und den vielen neuen Eindrücken in Weimar fielen wir am ersten Abend alle ziemlich früh in unsere Betten (Achtung Spoiler: das wird im Verlauf der Woche nicht so bleiben!).

Der nächste Tag begann früh um 8 Uhr mit einem leckeren Frühstück, wonach wir uns auf den Weg zum Weimarer Schloss machten. Hier hatten wir die Möglichkeit an einer Führung durch die Schlosskapelle teilzunehmen, bei welcher wir viel über die Weimarer Geschichte lernen konnten.

Anschließend ging es für uns wieder in das Goethe-Schiller-Archiv, wo wir die Möglichkeit hatten, uns mit unseren Essays zu beschäftigen, um für die am Abend folgende Lesung vorbereitet zu sein.

Im Anschluss durften wir in einer Mittagspause die Weimarer Innenstadt erkunden.

Nach der Pause fand nun das Schreibseminar mit Nora Gomringer statt, was für viele ein Highlight der Woche und eine Bereicherung für persönliche Schreibprozesse darstellte. Nora Gomringer hat als bekannte Poetry Slammerin einen anderen Blickwinkel auf das Thema Kreatives Schreiben als die meisten von uns, und konnte uns sehr viele spannende Denkanregungen und Inspiration mit auf den Weg geben. Sie hob hierbei noch einmal die Wirkung

von Performance und Stimme auf einen vorgetragenen Text hervor, was sie durch ihre Performance des „Ursprungsalphabets“ demonstrierte. Die Zeit mit Nora Gomringer war ein sehr einzigartiges Erlebnis und auch ein schöner Kontrast zum Schreiben von Essays, da sich einige von uns vorher noch nicht so viel mit der Lyrik auseinandergesetzt hatten, durch dieses Schreibseminar jedoch Berührungsängste verlieren konnten. Und auch für diejenigen unter uns, bei denen Lyrik und Poetry Slam bereits zum Standardrepertoire gehörten, konnte Nora Gomringer noch einmal eine neue Perspektive ermöglichen, da sie u.a. auch die Verbindung zwischen Medien und Text darstellte. Alles in allem war es also ein sehr gelungener Schreibworkshop, aus dem jede*r bereichert hervorgehen konnte.

Nach einer kurzen Pause, in welcher der Kiosk des Archivs geplündert wurde (ja, kreatives Denken und Schreiben macht sehr hungrig), kam es zu der festlichen Lesung und Preisverleihung, wobei viele Vertreter*innen der Berkenkamp Stiftung anwesend waren. Hierbei konnte jede*r einen kleinen Ausschnitt aus seinem Essays präsentieren und erhielt die Urkunde. Zudem wurden die jeweils besten Essays eines jeden Themas noch einmal mit einer besonderen Prämie ausgezeichnet.

Im Anschluss gab es dann das festliche Abendessen im Restaurant „Garofoli“, wobei der Austausch und Umgang miteinander bereits viel familiärer und vertrauter war. Dadurch, dass wir alle ein großes Interesse teilten, das uns nach Weimar gebracht hatte, waren wir direkt verbunden, wodurch sich schnell eine sehr gute Gruppendynamik ausbildete und Freundschaften geschlossen werden konnten.

Am nächsten Morgen begann der Tag in der Anna-Amalia-Bibliothek, wo wir zunächst einen Einblick in historische Bücher erhielten. Anschließend besuchten wir das Museum „Neues Weimar“, wobei wir in einem Buchbinde-Workshop selbst aktiv werden konnten, und unsere eignen Bücher binden durften, ganz wie es ein klassischer Weimarer Buchbinder früher getan hätte. Im Anschluss hatten wir erneut eine freie Mittagspause, in welcher wir alle zusammen etwas essen gingen.

Nach der Pause ging es zurück zur Anna-Amalia-Bibliothek, wo wir nun zunächst den modernen Teil besichtigten. Dann ging es für uns durch die Bibliothek unterhalb des Platzes der Demokratie, was ein einmaliges Erlebnis war. Niemand von uns war vorher

jemals in einer unterirdischen Bibliothek gewesen, somit war es eine eindrucksvolle und faszinierende Erfahrung.

Nach diesem eindrucksvollen Tag gingen wir in das Restaurant „Erbenhof“, wo wir den letzten Abend ausklingen ließen.

Anschließend verbrachten wir als Gruppe den restlichen Abend zusammen, traurig, dass die Zeit schon wieder fast vorbei war. Nach einem kurzen Abstecher in das einzige Weimarer Nachtleben, den kleinen Straßenkiosk, ließen wir alle gemeinsam die Woche im Labyrinth Hostel mit Getränken, Snacks und guten Gesprächen ausklingen. An diesem Abend waren endgültig alle Hemmungen gebrochen und wir waren zu guten Freunden zusammengewachsen. Unvorstellbar, dass unsere Zeit in Weimar nun schon wieder vorbei sein sollte, jetzt, wo wir uns doch gerade alle so gut verstanden.

Doch leider mussten wir uns am nächsten Tag bereits wieder auf die Rückreise machen, wo es überraschenderweise wieder zu ein paar Problemen mit

der Zugverbindung kam. Früher oder später kamen jedoch alle wohlauf zuhause an, bereichert von zahlreichen Kultureindrücken, vielen Schreibinspirationen, interessanten Begegnungen und neuen Freunden.

Die Zeit in Weimar war für uns alle ein Highlight der Schullaufbahn, da wir hier gleichgesinnte Schreiber*innen treffen konnten und ein unglaublich umfangreiches Kulturprogramm geboten bekamen, welches ein „normaler Tourist“ in Weimar so gar nicht erleben könnte. Unser größter Dank gilt somit zum einen unseren Betreuer*innen, Herrn Gels sowie Herrn und Frau Derpmann, die uns mit so viel Begeisterung und Engagement diese Woche ermöglicht haben. Zum anderen danken wir der Berkenkamp-Stiftung für diese einzigartige Möglichkeit und die Förderung von junger Kultur in Deutschland. Wir alle werde sehr viel aus dieser Zeit mitnehmen und sicher noch oft an Weimar zurückdenken!

Sophie Scheffler, Gymnasium Stift Keppel Hilchenbach



Autorinnen und Autoren der Schreibseminare

Die Preisträgerinnen und Preisträger des Wettbewerbs „Deutsch: Essay“ werden zu einem viertägigen Seminar mit einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller eingeladen. Dabei geht es vorrangig um das Schreiben fiktionaler Texte.

Seit Bestehen des Wettbewerbs haben folgende Schriftstellerinnen und Schriftsteller das Literaturseminar in Marbach (2019 sowie 2021 und 2023: in Weimar) begleitet:

2004	Patrick Roth	www.patroth.info
2005	Annette Pehnt	www.annette-pehnt.de/autorin.htm
2006	Peter Stamm	www.peterstamm.ch
2007	Nico Bleutge	www.literaturport.de/Nico-Bleutge/
2008	Sibylle Lewitscharoff	www.suhrkamp.de/autoren/sibylle_lewitscharoff_7665.html
2009	Felicitas Hoppe	www.fischerverlage.de/autor/Felicitas_Hoppe/14383
2010	Nora Gromringer	nora-gromringer.de
2011	Nadja Enzmann	www.fischerverlage.de/autor/Nadja_Enzmann/8576
2012	Angelika Overath	www.randomhouse.de/Autor/Angelika-Overath/p222827.rhd
2013	Volker Demuth	www.volkerdemuth.de
2014	Silke Scheuermann	www.schoeffling.de/autoren/silke-scheuermann
2015	Rolf Lappert	www.hanser-literaturverlage.de/autor/rolf-lappert
2016	Sudabeh Mohafez	www.sudabehmohafez.de
2017	Elisabeth Edl	https://www.hanser-literaturverlage.de/autor/elisabeth-edl/
2018	Dagmar Leupold	https://www.wallstein-verlag.de/autoren/dagmar-leupold.html
2019	Kerstin Hensel	www.kerstin-hensel.de
2020	Akos Doma	www.rowohlt.de/autor/akos-doma.html
2021	Lena Gorelik	www.lenagorelik.de
2022	José F.A. Oliver	http://oliverjose.com/
2023	Nora Gomringer	nora-gomringer.de
2024	Christian Filips	https://www.engeler.de/filips.html

20. Essay – Wettbewerb 2024

der Berkenkamp-Stiftung
in Zusammenarbeit mit dem
Ministerium für Schule und Bildung
des Landes Nordrhein-Westfalen

Ausschreibung

Themen

- 4. Die Entzauberung des 21. Jahrhunderts
- 5. „Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.“ (Max Frisch)
- 6. „Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit seiner großen Zelle prahlt.“ (Simone Weil, Brief 1942)

Teilnahmebedingungen

Zu einem der drei Themen ist ein Essay zu schreiben.

Der Essay darf maximal vier Seiten umfassen (Arial in Größe 11 oder Times New Roman in Größe 12, drei Zentimeter Rand, einzeilig geschrieben). Teilnahmeberechtigt sind alle Schülerinnen und Schüler, die im laufenden Schulhalbjahr die Jahrgangsstufen EF und Q1 an Gymnasien, Gesamtschulen oder dem Bildungsgang „Berufliches Gymnasium“ an Berufskollegs in Nordrhein-Westfalen besuchen. Da in diesem Schuljahr viele Gymnasien wegen des Wechsels von G8 zu G9 keine Einführungsphase in die Gymnasiale Oberstufe bilden, sind an diesen Schulen ausnahmsweise auch Einsendungen aus der Jahrgangsstufe 10 zulässig. Jede Schule kann bis zu drei Arbeiten zum Wettbewerb einreichen. Sollten an einer Schule mehrere Essays geschrieben werden, muss die Schule eine Vorauswahl treffen. Jede allgemeine Beratung durch eine Fachlehrerin oder einen Fachlehrer ist erwünscht, sollte sich aber auf die Gattung des Essays beschränken. Inhaltliche Hilfen sollten aus Gründen der Gleichbehandlung nicht erfolgen.

Zielsetzung

Durch das Verfassen von Essays soll der bewusste Umgang mit der deutschen Sprache und Literatur gefördert werden.

Preise

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Wettbewerbs erhalten im Herbst 2024 eine Teilnahmeurkunde. Zehn Schülerinnen bzw. Schüler werden als Gewinner des Wettbewerbs im Herbst 2024 zu einem mehrtägigen Literaturseminar mit einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller eingeladen. Ort und Zeitpunkt der Veranstaltung werden den Gewinnerinnen und Gewinnern rechtzeitig mitgeteilt. Der beste Essay eines jeden der drei vorgegebenen Themen wird im Rahmen der Preisverleihung während des Literaturseminars eine Anerkennungsprämie in Höhe von 200 Euro erhalten.

Hinweise für die Preisträgerinnen und Preisträger

Da es sich um einen Landeswettbewerb handelt, kann der Gewinn des Wettbewerbs auf dem Abiturzeugnis bestätigt werden. Bei einer erfolgreichen Teilnahme kann der Gewinn des Wettbewerbs als Referenz bei einer Bewerbung um ein Stipendium geltend gemacht werden. Es empfiehlt sich, den Essay den Unterlagen beizufügen.

Zusendung

Die Essays sind bis **Freitag, den 26.04.2024** (Einsendeschluss) über die betreuende Lehrerin / den betreuenden Lehrer oder durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter dem Stichwort „Essay-Wettbewerb Deutsch“ über folgende E-Mail-Adresse einzureichen:
Essaywettbewerb.deutsch@bezreg-muenster.nrw.de
Darüber hinaus ist ein Exemplar des Essays mit der eigenhändig unterschriebenen Erklärung über die selbständige Durchführung der Arbeit und der Zustimmung zu einer vollständigen oder teilweisen Veröffentlichung (s. Hinweise) postalisch bis zum o.g. Datum an folgende Adresse zu senden:

Bezirksregierung Münster
z.H. Herrn LRSD Dietmar Schade
Dezernat 43, Zi. N2051
Stichwort: Essay-Wettbewerb Deutsch 2024
Albrecht-Thaer-Str. 9
48147 Münster

Im Kopf der Arbeit müssen sich dabei folgende Angaben befinden:

- Name, Anschrift und Geburtsdatum der Verfasserin bzw. des Verfassers
- E-Mailadresse und Telefonnummer der Verfasserin bzw. des Verfassers
- Jahrgangsstufe
- Name der betreuenden Lehrerin / des betreuenden Lehrers
- Name und Anschrift der Schule
- Schulnummer**

Am Schluss des Essays ist von den Schülerinnen und Schülern eine Erklärung mit folgendem Wortlaut eigenhändig zu unterschreiben:

Ich erkläre, dass ich die Arbeit eigenständig durchgeführt habe. Gleichzeitig bin ich damit einverstanden, dass mein Essay ganz oder in Teilen veröffentlicht werden kann.

Ort, Datum

Unterschrift

Hilfen zum Schreiben der Essays

Auf der folgenden Seite werden unter „Hinweise und Anregungen zum Verfassen eines ‚Essays‘“ nähere Informationen zum Verfassen und zur Bewertung der Essays gegeben. Außerdem finden sich auf der Homepage der Berkenkamp-Stiftung (www.berkenkamp-stiftung.de) u.a. Beispiele von Essays aus den vorherigen Jahren.

Dr. Manfred Derpmann Vertreter der Berkenkamp-Stiftung	David Gels Landesbeauftragter des Essaywettbewerbs	LRSD Dietmar Schade Fachdezernent Deutsch Bezirksregierung Münster
--	--	--

Hinweise und Anregungen zum Verfassen eines „Essays“

„Unser Denken ist ein kühnes, riskantes Spiel.“ (Michel de Montaigne)

Der französische Humanist Michel de Montaigne, der unsere Vorstellung davon, was ein „Essay“ sein kann, maßgeblich geprägt hat, vergleicht das Denken mit einem Spiel. Was kennzeichnet ein Spiel? Es lohnt sich, diesem Gedanken mit Blick auf einen gelungenen Essay nachzugehen.

Ein Spiel weckt Neugier, ist kurzweilig und unterhaltsam. Es hebt sich vom Alltag ab, ist originell. Und es macht Spaß.

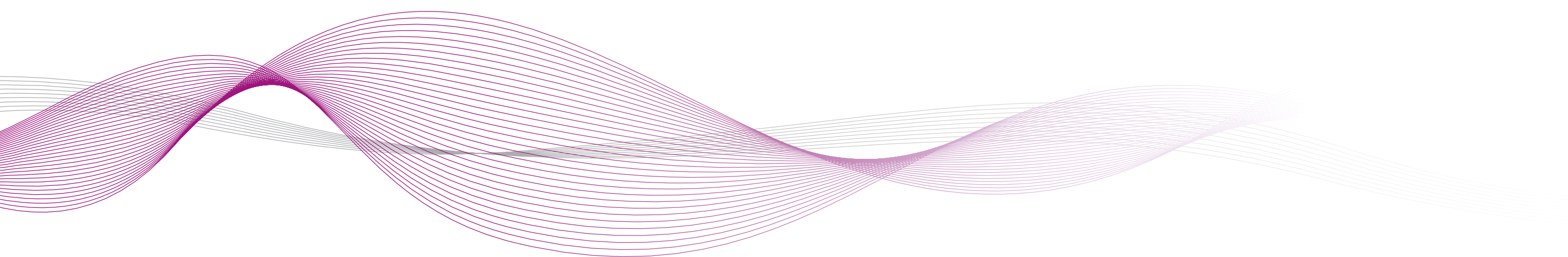
Diesen Anspruch sollte auch der Essay erfüllen. Dabei erwartet die Jury keine professionellen Texte, sondern vielmehr Essays von Schülerinnen und Schülern. In diesen sollen die Leserin und der Leser neugierig gemacht, unterhalten, ihr oder sein Interesse für das Argument der Verfasserin bzw. des Verfassers geweckt werden. Dieses Vergnügen soll allerdings nicht oberflächlich sein, sondern eine gedanklich anspruchsvolle Anregung. Hier kommt das „Kühne“ bzw. „Riskante“ ins Spiel, das Montaigne dem Denken zuweist. Der Essay als Versuch eines Gedanken- und Sprachspiels, das sich nicht zuerst an schulischen Klausurformen orientiert, sondern neben argumentativen und erörternden Passagen auch freiere Formen, freiere Assoziationen zulässt. Ein Sprachspiel, das die Leserin bzw. den Leser überrascht, erstaunt, sie oder ihn zu Gedanken führt, die nicht für alle sichtbar sind, sondern möglicherweise etwas abseitiger, versteckter. In diesem Zusammenhang kann auch die Form eines literarischen Essays gewählt werden, als literarischer Versuch, der sich etwa einer bestimmten Rollenper-

spektive oder einer erzählerischen Einbettung des Argumentationsgangs bedient.

Besonders überzeugend ist es, wenn dabei sprachliche und gedankliche Bilder erschaffen werden, die im Gedächtnis haften bleiben und auch nach dem Lesen noch nachwirken. In einem solchen Sinne sollte der Essay originell sein, sich durch Variantenreichtum, Subjektivität, Scharfsinnigkeit und Beobachtungsgenauigkeit auszeichnen. Und im Sinne eines roten Fadens eine Gedankenbewegung entwickeln, an deren Ende vielleicht keine abschließenden Antworten, sondern interessante bzw. bedenkenswerte Fragen stehen.

Ein Essay in diesem Sinne ist keine Kurzform einer Facharbeit oder einer themengebundenen Erörterung. Er lässt sich auch nicht mit einem standardisierten Korrekturraster bewerten. Er geht von eigenen Erfahrungen bzw. eigenen Überlegungen aus und lässt es zu, dass man der Verfasserin bzw. dem Verfasser bei der Entwicklung ihrer / seiner Gedanken gewissermaßen über die Schulter schauen kann.

Je sprachmächtiger, je unabhängiger im Urteil, diese Gedanken in Worte gefasst werden, desto überzeugender: Auch dies gehört zum Spiel - als einer Form, die im Sinne des großen US-amerikanischen Essayisten David Foster Wallace eine „Anstiftung zum Denken“ sein will. In diesem Sinne: Viel Vergnügen beim Schreiben!



Impressum

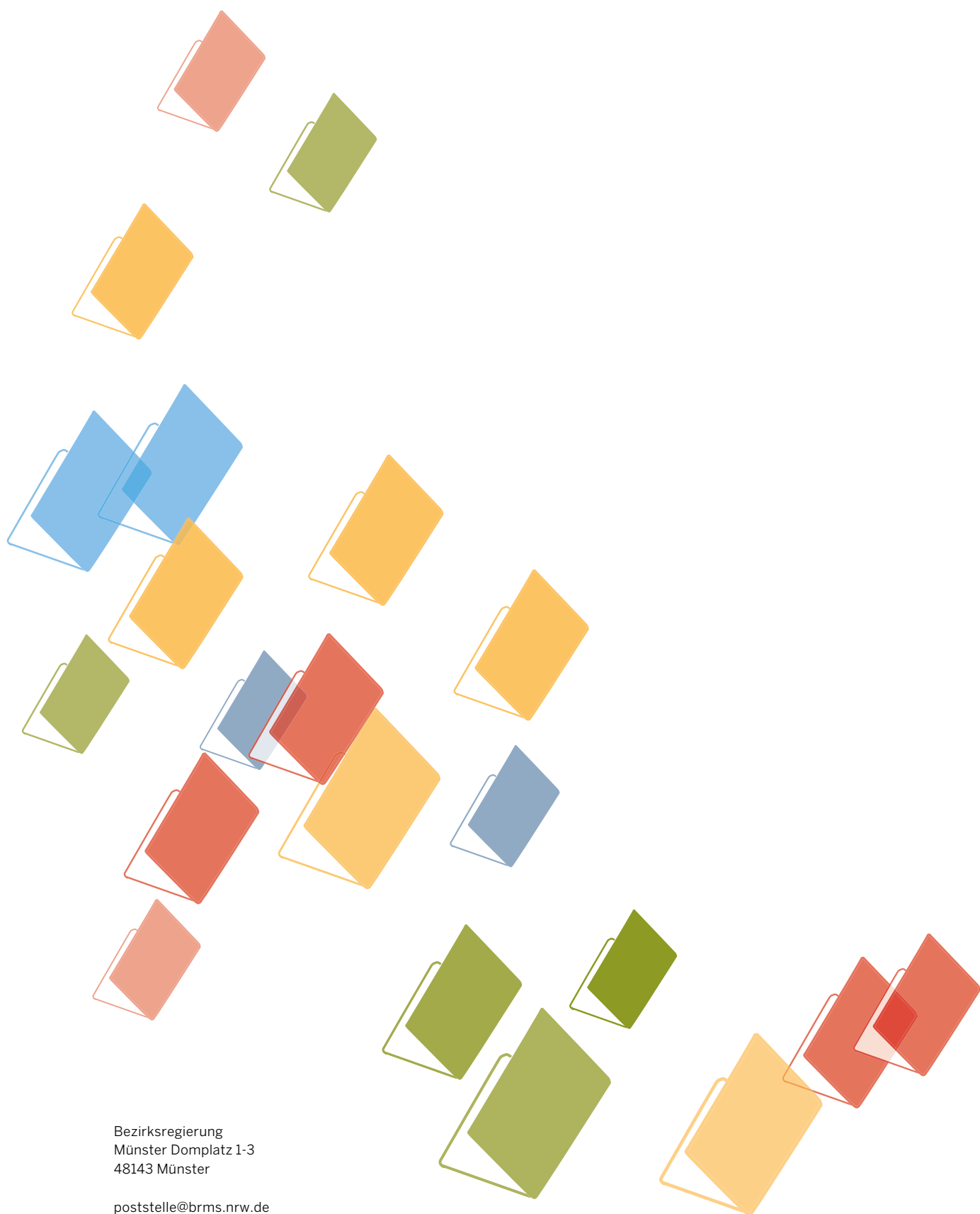
© Bezirksregierung Münster, 2024

Bezirksregierung Münster | Domplatz 1–3 | 48143 Münster
Telefon: +49 (0) 251 411-0 | Telefax: +49 (0) 251 411-2525
E-Mail: poststelle@brms.nrw.de | Internet und Social Media:
www.brms.nrw.de | www.twitter.com/bezregmuenster |
www.instagram.com/bezregmuenster

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Ulrich Tückmantel, Pressesprecher
Anschrift s.o.
Telefon: +49 (0) 251 411-1066
E-Mail: pressestelle@brms.nrw.de

Abbildungsnachweise:

Alle Fotos und Grafiken © Bezirksregierung Münster
Titel Berkenkamp-Stiftung



Bezirksregierung
Münster Domplatz 1-3
48143 Münster

poststelle@brms.nrw.de
www.brms.nrw.de